

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Fluch aus dem Grab

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Der Fluch aus dem Grab

John Sinclair Nr. 446

von Jason Dark

erschienen am 20.01.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Fluch aus dem Grab

Es war mein Fehler, dass ich mich zu sehr auf die beiden Feuerstellen konzentrierte. So wurde ich vom flackernden Lichtschein geblendet und hörte die beiden Typen erst, als es zu spät war. Der warme Atem streifte noch meine Wange. Einen Sekundenbruchteil später spürte ich eine kalte Stahlklinge im Nacken, und eine triumphierende Stimme drohte: »Wenn du auch nur dumm schaust, verlierst du den Kopf.« Ein zweiter Typ unterstrich die Drohung, indem er mir seine Waffe in den Rücken drückte. »Okay, ihr habt mich. Was passiert jetzt?«

»Wo wolltest du hin?«
»Ich wollte mich ein wenig umschauen.«
»Bei den Feuern?«
»Ja.«
Der Kerl roch nach Schweiß und Whisky. Der Tag war heiß gewesen, bei Anbruch der Dunkelheit hatte es sich kaum abgekühlt. Wer die Kerle waren, wusste ich nicht. Punker, Rocker, Skinheads - da kamen alle möglichen Gruppen in Frage. Ich hatte auch keine Lust, mich mit den Leuten herumzuschlagen, mein Auftrag lautete völlig anders, aber man kann es sich nicht aussuchen. Und dass die Typen Wachen aufgestellt hatten, war mir auch neu gewesen.
»Zum Feuer hattest du gewollt. Klar, da gehen wir mit dir hin. Wir sind bei dir. Du bist wie Diego Maradona. Der wird auch immer bewacht. Kannst dir etwas darauf einbilden. Und jetzt los.«
Es blieb mir nichts anderes übrig, als den beiden zu gehorchen. Das Gelände lag in der Nähe von London und war trotzdem einsam. Früher hatte hier mal eine Garnfabrik gestanden. Einige der alten Brandmauern verunstalteten noch die Gegend, das meiste war überwuchert. Nicht weit entfernt lag auch ein alter Löschteich, ansonsten hatte in dieser Gegend kaum jemand etwas verloren.
Auch ich war nicht freiwillig gekommen und in eine Sache hineingeraten, die mir gar nicht gefiel.
Von den Kerlen hatte ich noch nichts gesehen. Ich konnte sie nur am Klang ihrer jungen Stimmen identifizieren und hörte, wenn sie gingen, das Knarren der Lederkleidung.
Die roten Augen der Feuer blieben auch nicht ruhig. In ihrer Nähe malten sich die Umrisse schwerer Maschinen ab.
Das sah mir nach einer Rocker-Gang aus.
Die Mitglieder hockten um die bei den Feuer herum. Ihre Gestalten wirkten wie bullige Statuen. Manchmal klirrten Ketten, ich hörte ein hastig gesprochenes Wort, dann das Lachen einer jungen Frau.
Die Typen an den Feuern wussten wahrscheinlich noch nicht, wen ihre Kumpane hier anschleppten. Erst als einer der beiden pfiff, gerieten auch die anderen in Bewegung.
Plötzlich sprangen sie hoch.
Wie Gummipuppen wirkten sie, die man an Fäden festhielt, auch wenn sie sich aus dem unmittelbaren Schein des Feuers wegbewegten.
»Keine Panik!« schrie mein rechter Neben- und Hintermann. »Wir haben ihn fest im Griff. Wir bringen ihn jetzt zu euch!«
»Okay!«
Sie blieben dort stehen, wo sie von dem rotgelben Zungen angeleuchtet wurden.
Ich konnte sie wegen der nahen Distanz jetzt besser erkennen fast alle trugen Lederkleidung. Einige von ihnen hatten die schweren

Jacken ausgezogen und hockten mit nacktem Oberkörper am Feuerring.

Ich sah auch Mädchen.

Zwei von ihnen hatten sich in glänzende Boxer-Shorts gezwängt. Ihre Oberkörper waren kaum bedeckt.

Neben mir gingen zwei, ich zählte noch einmal vier Kerle und drei Mädchen.

Eine hatte sich mit Leuchtschmuck behängt und wirkte wie ein futuristisches Wesen aus der Werbebranche.

Erst als ich schon die Wärme des Feuers spürte, durfte ich stehenbleiben.

Die anderen hatten sich hinter den Flammen aufgebaut. Schattenspiele zuckten über ihre Körper. Die Gesichter waren kaum zu erkennen. Sie wirkten verzerrt. Das Grinsen lag darin wie eingekerbt, aber es war kein fröhliches Lachen, sondern lauernd und gefährlich.

Einer trat vor.

Es war der Typ, der neben dem Mädchen gestanden hatte. Er trug seine Haare sehr kurz, aber im Nacken hingen sie lang herunter. Eine Mischung zwischen Koreabürste und Frauenhaarschnitt.

Das Messer lag noch immer an meinem Hals. Die Klinge hatte sich mittlerweile erwärmt.

Der Boss schnickte mit den Fingern.

Für meine beiden Bewacher war das Signal, sich zurückzuziehen. Sehr weit gingen sie nicht. Auf Schrittlänge blieben sie stehen und beobachten mich.

Ich schaute mir den Rockerboss an. Er war so groß wie ich, mochte um die Zwanzig sein und besaß ein glattes Gesicht mit weichen Zügen, die so gar nicht zu seiner Rolle passen wollten. Die Farbe der Augen konnte ich nicht erkennen, aber ich sah die Muskeln an den nackten Oberarmen, und da hatte er einiges aufzuweisen.

Von den anderen hob er sich auch durch seine Kleidung ab. Die mit Buttons und Stickern verzierte Jacke bestand aus rotgefärbtem Leder.

Unter der Jacke trug er nur die nackte Haut.

Waffen sah ich bei ihm nicht.

»He, Jerry«, meldete sich das Leuchtschmuck-Mädchen. »Der Typ riecht so komisch.«

Die Antwort bewies, dass die beiden eingespielt waren. »Meinst du, dass Bullen so stinken?«

»Ja.«

Jerry schaute mich an. Die anderen schwiegen. Er trat noch einen Schritt näher. »Bist du ein Bulle?«

»Möglich.«

Etwas traf meine Schulter. Ein Schlagstock hatte mich dort erwischt und federte wieder hoch. Der Schmerz ließ sich ertragen, aber ich

wusste jetzt, was mir bevorstand.
»Jerry Granate bekommt anständige Antworten. Auch von einem Bullen. Hast du gehört?«
»Sicher.«
Jerry gab sich lässig. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Wie ein unüberwindliches Hindernis stand er da. Links von uns begann der Wald, an der rechten Seite lagen die Trümmer der alten Fabrik, dazwischen befand sich eine freie, mit hohem Gras und Wildkräutern bewachsene Fläche. Ein Platz zum wilden Campen.
»Du bist also ein Bulle?« fragte er nach.
»Wenn du so willst - ja.«
Er lachte dreckig. »Das ist ein Hammer. Ich wusste bis heute noch nicht, dass ein Bulle soviel Mut besitzt. Oder bist du lebensmüde?«
»Weshalb sollte ich das sein?«
»Man stört die Flying Rockets nicht.«
Ich runzelte die Stirn. »Fliegende Raketen nennt ihr euch?«
»Interessant, wie?«
»Für euch.«
»Ach nein.« Er schnippte mit den Fingern. »Für dich vielleicht nicht, Bulle? Sonst wärst du doch nicht zu uns gekommen, um hier zu spionieren. Mich wundert aber, dass sie dich geschickt haben. Dich kenne ich nämlich. Du bist nicht aus unserem Revier.«
»Wer sagt euch denn, dass ich wegen euch gekommen bin?«
»Dann bist du nur einfach hier spazieren gegangen!?« Seine Stimme klang aggressiver.
»So interessant seid ihr auch nicht für mich. Es ist purer Zufall gewesen, dass ich über euch stolperte.«
»Was wolltest du dann hier?«
Ich lächelte. »Dienstgeheimnis.«
Jerry Granate nickte und schaute auf seine Hände, die er zu Fäusten geballt hatte. »Ja, ich kann das verstehen, würde mir auch nicht anders gehen. Aber du hast Recht gehabt, mein Freund. Zufällig gehöre ich zu denen, die ein fast geiles Interesse daran haben, etwas über Dienstgeheimnisse zu erfahren. Deshalb wollen wir hier von dir wissen, was du als Bulle in dieser Umgebung zu schnüffeln hast.«
Jerry hatte die richtigen Worte gefunden, denn auch seine Kumpane stimmten mit ein. Sie waren scharf darauf, alles zu erfahren. »Ja!« kreischten die beiden Mädchen. »Wir müssen alles wissen. Der blufft doch. Bullen sagen nie die Wahrheit.«
Jerry nickte mir zu. »Da hörst du es, Bulle. Man traut dir nicht.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das solltet ihr aber.«
»Nein!«
Seine Antwort klang endgültig. Das roch nach einer Konfrontation. Die Rocker hinter ihm hatten sich bisher nicht gerührt. Sie standen

aber so, dass sie blitzschnell ihre Waffen hervor reißen konnten.

Dazu gehörten Totschläger, Schlagringe, Ketten und Messer!

Noch einmal wollte ich sie hinhalten. »Ich bin kein Revierbulle«, erklärte ich Jerry Granate.

»Was dann?«

»Scotland Yard.«

»Ho, ho…« Diesmal musste Jerry Granate lachen. »Das ist unwahrscheinlich. So ein hoher Besuch. Seit wann kümmert sich Scotland Yard um uns.«

»Nicht um euch. Es geht um andere Dinge.«

»Und die wollen wir wissen.« Jerry Granate ließ nicht locker. Er war der große Schaumacher, der Boss.

Die Kerle an den Seiten lauerten nur auf eine in ihren Augen falsche Antwort, um eingreifen zu können, aber ich wollte ihnen einen Strich durch die Rechnung machen.

Mein Lächeln fiel so harmlos aus Ich hoffte, dass der Rockerboss darauf reinfiel. Er hatte auch nichts, als ich um den Schweiß von der Stirn wischte Nur das Neonschmuck-Girl war misstrauisch. »Jerry, der Bulle ist gefährlich. Du darfst ihm nicht trauen.«

Nein, das durfte er wirklich nicht. Bevor sich Jerry versah, hatte ich meine Beretta gezogen, war einen Schritt vorgegangen und drückte ihm die Mündung gegen das Kinn.

Er stand wie angewachsen.

Wahrscheinlich ärgerte er sich jetzt schwarz, dass er sich so hatte reinlegen lassen, aber ich kannte da kein Pardon. Allein gegen diese Meute, da musste ich schon etwas riskieren.

»Sieht nicht gut aus für dich, Jerry«, erklärte ich und bewegte mich zur Seite, ohne allerdings die Waffe von seinem Gesicht zu nehmen. Die Mündung rutschte mit und fand ihr Ziel schließlich im weicheren Fleisch seiner rechten Wange.

»Dich stampfen wir ein!« versprach er flüsternd, während ein Zittern durch seine Gestalt lief.

Ich lachte leise. »Manchmal, mein Freund, sind auch Bullen mutig. Es kommt eben immer darauf an, wen man vor sich hat. Und du, Granate, hast dir den Falschen ausgesucht. Gibt nur acht, dass ich nicht für dich zum Rohrkrepierer werde.«

»Wir machen dich trotzdem fertig.« Er hatte zunächst leise gesprochen, dann hob er seine Stimme an, so dass sie über das Feuer hinwegschallte. »Nicht wahr, Freunde, wir haben uns noch nie vor einem Bullen geduckt. Nein, das machen wir nicht.«

»Ist klar!« meldete sich jemand aus dem Hintergrund. »Die ganze Nacht kann er da nicht stehen.«

»Das ist auch nicht nötig, ihr werdet euch auf eure Feuerstühle hocken und freiwillig verschwinden!«

Nicht ich hatte diesen Satz gesprochen. Die Frau hielt sich dort auf, wo der Wald begann, und ich hatte sie praktisch für mich als Rückendeckung vorgesehen.

Es war - Jane Collins!

***

Die Stimme gehörte nur einem Menschen, doch als Paul Brisbaine sie vernahm, hatte er das Gefühl, als würde an vier verschiedenen Stellen gesprochen.

»Du hast es geschafft. Du hast den Weg hierher gefunden. Jetzt sei auch konsequent!«

Brisbaine nickte. Danach hob er den Kopf mit einer lauernd wirkenden Bewegung, als wollte er den Sprecher in seiner Nähe suchen, aber da war nichts zu sehen.

Finsternis lag dick wie Tinte über dem Raum. Nicht einmal den Umriss der Tür konnte er in dem fensterlosen Viereck sehen.

Es war keiner da. Er war allein im Zimmer und auch allein im Haus, ihn hatte niemand empfangen, und doch wusste er, welchen Weg er zu gehen hatte.

»Du solltest nicht zu lange warten!« Wieder klang die Stimme auf.

»Mach es…«

Brisbaine nickte. Etwas drückte gegen seine Augäpfel. Es waren Tränen.

Ihr Wasser füllte plötzlich seine Augen. Jetzt, wo er vor dem entscheidenden Schritt stand, spürte er die Angst wie kalte Finger, die sich im Innern seines Körpers hochschoben und sein Gehirn umklammerten.

Er atmete schwer. Auch wenn er es gewollt hätte, zurück konnte er nicht mehr, denn die Tür war von außen verschlossen worden.

Lange genug hatte er mit ihm darüber gesprochen. Und er hatte ihm den Weg gewiesen. Wer sich einmal in einem solchen Zustand befand, dem konnte der letzte Schritt nur helfen.

Damit war ja nicht alles vorbei. Er würde zurückkehren, eine Wiedergeburt erleben, strahlend und hell. Er würde ein zweites Leben beginnen, das man als wunderbar bezeichnen konnte. Er hatte ihm gesagt, dass es nur ein Aufwärts gibt, kein Abwärts mehr. Die Sorgen und Nöte, die Brisbaine jetzt quälten, waren nach der Reinkarnation vorbei.

Wenn er recht hatte.

Und daran wollte Brisbaine nicht zweifeln. Lange genug hatte er sich mit ihm beschäftigt und war zu der Überzeugung gelangt, dass er nur recht haben konnte.

Der Tod hatte viele Gesichter. Eines jedoch war gleich. Er war so endgültig, das jedenfalls hatte Brisbaine früher geglaubt, als er noch

ohne Religion oder Ersatz-Religion lebte. Nun hatten sich die Vorzeichen geändert.

Er würde sterben und wiederkehren. Als ein anderer, vielleicht als Frau, als König oder als Staatsmann, denn es gab nur den Weg nach oben.

Das hatte auch er immer gesagt!

So war Paul Brisbaine dann den vorletzten Weg gegangen. Den letzten der Schritte musste er noch hinter sich bringen, und er griff in seine Tasche, um die Zündhölzer hervorzuholen. Auch das gehörte zum Ritual. Das kleine Päckchen verschwand fast in seiner Hand. Mit dem Daumen schob er das untere Teil vor, klaubte ein Zündholz hervor, und riss es an der seitlichen Fläche an.

Das geschah mit langsamen Bewegungen, denn diese Langsamkeit gehörte einfach dazu.

Das ratschende Geräusch erschreckte ihn, als der Kopf des Zündholzes über die Fläche schabte. Die Flamme sprühte im ersten Moment auf, bekam Nahrung und brannte ruhig weiter.

Brisbaine brauchte nur den Arm auszustrecken, um den zweiten Teil des Rituals in Angriff zu nehmen.

Der dritte endete dann mit seinem vorläufigen Tod.

Über seinen Rücken rann eine Schweißperle. Sie hinterließ eine kalte Bahn, bevor sie in der Unterhose versickerte.

Die dunkelrote Kerzenflamme tanzte, als er die Hand bewegte. Sein Blick streifte den Gegenstand, auf dem die Kerze stand.

Es war ein Totenschädel!

Gelbweiß, zwar noch gut erhalten, aber an einigen Stellen schon zerstört, als hätte dort jemand Stücke aus dem breiten Mund herausgebrochen. In den leeren Augenhöhlen schien das Grauen zu wohnen. Risse zeichneten die Schädeldecke, sie hatten ein regelrechtes Netz gebildet, das teilweise von verlaufenem, roten Kerzenwachs verdeckt wurde.

Da kein Durchzug im Zimmer herrschte, brannte die Flamme ruhig weiter, und sie erhellte genau die Umgebung, die für Paul Brisbaine nötig war.

An der Wand zeichnete sich etwas schattenhaft ab. Es hing an der Decke und baumelte über die Sitzfläche eines Stuhls.

Es war der Schatten einer Schlinge.

Brisbaine dachte daran, wie es wohl aussehen würde, wenn er sich die kunstvoll geknüpfte Schlinge über den Kopf streifte. Würde er auch übergroß erscheinen?

Brisbaine ging vor.

Er musste sich nach links wenden, um den Stuhl zu erreichen, auf den er klettern wollte. Die Schlinge hing sehr günstig. Wenn er auf dem Stuhl stand, konnte er sie nehmen, sie über den Kopf streifen und

um seinen Hals legen.

Alles war genau geplant. Nur musste er sich zu diesem letzten Schritt noch überwinden.

Vor dem Stuhl blieb er für einen Moment stehen. Dabei legte er den Kopf zurück und schaute die Schlinge an. Er sah hindurch. Für einen Moment hatte er die Vision, ein Gesicht dort erkennen zu können, aber das war wohl Einbildung.

Wie sollte er auch dorthin kommen?

Der Mann schluckte. Vielleicht zum letzten Mal in seinem Leben. Er hob vorsichtig das rechte Bein an, stemmte seinen Fuß auf die Sitzfläche, zog das andere Bein nach, stützte sich dabei an der Lehne ab und spürte die Berührung der Schlinge, wie sie über seine Haare streifte. Ein Schauer durchrieselte ihn. Plötzlich hatte er das Gefühl, dass es doch nicht so leicht war, so einfach aus dem Leben zu scheiden.

Aber er vertraute auf ihn. Noch nie hatte er Brisbaine falsch beraten. So stellte er sich dann richtig hin, griff nach der Schlinge und streifte sie über den Kopf.

Als die das Kinn berührte, dachte er noch einmal an einen Rückzug, zögerte auch, aber dann hatte er sich entschlossen und drückte sie um seinen Hals.

Den Knoten schob er ein wenig nach links, stand auf dem Stuhl wie angeleimt und dachte daran, dass er noch gegen die Wand schauen wollte, wo er zuerst den Schatten der Schlinge gesehen hatte.

Jetzt sah er auch, seinen.

Übergroß malte er sich dort ab, und er zitterte auch, denn Brisbaine konnte einfach nicht mehr ruhig bleiben.

Es war niemand da, der den Stuhl zur Seite schob. Er musste schon selbst springen.

Hinein ins Nichts, und gleichzeitig hinein in die Hoffnung auf eine Wiedergeburt.

Er würde zurückkehren. Als Reicher, als Mächtiger. Niemand konnte ihn dann stoppen.

Vor dem Sprung verdrehte er die Augen und blickte gegen die Decke, wo noch immer der Kreis stand, den die Kerzenflamme dort hingemalt hatte. Schweiß lag auf seinem Gesicht, das Material der Schlinge drückte rau gegen seine Haut und scheuerte sie unter dem Kinn auf.

Würde er sich selbst überwinden können?

Ja, er sprang.

Es war ein Reflex, und mit der Hacke stieß er noch gegen den Stuhl, so dass dieser zur Seite rutschte.

Brisbaine aber fiel.

Er spürte den Ruck, die Füße erreichten den Boden nicht mehr, obwohl sich das Seil gestrafft hatte.

Eine blutrote Kerze nur beleuchtete den Todeskampf des Mannes, dessen Schatten sich übergroß an der Wand abmalte und schließlich ruhig blieb.

Paul Brisbaine lebte nicht mehr…

***

Auch Rocker können überrascht sein. Diesmal hatte es sie gleich doppelt erwischt.

Erst durch meine Aktion und jetzt durch die Stimme der ehemaligen Hexe Jane Collins.

»Denkt nur nicht, dass ich bluffe«, sprach sie weiter. »Eure Gestalten zeichnen sich besonders gut vor den Flammen ab. Ich würde euch raten, nichts zu tun. Manchmal habe ich einen sehr unruhigen Zeigefinger, und der liegt nun mal gern am Abzug einer Waffe. Alles klar?«

Sie bekam keine Antwort.

»Ob es klar ist?«

Plötzlich peitschte der Schuß auf. Jane hatte die Kugel direkt in eines der beiden Feuer gesetzt und das allmählich niedergebrannte Holz erwischt, wobei einige Stücke auseinanderflogen und ein Funkenregen innerhalb der Flamme tanzte.

Jetzt bekam sie die Antwort. »Ja, es ist klar!« Jerry hatte gesprochen.

Die Worte waren ihm schwergefallen, denn die Beretta-Mündung drückte noch seine Wange ein.

Ich war an der Reihe. »Sag den beiden Knaben, die mich hergebracht haben, dass sie ans Feuer kommen sollen. Ich will alle sehen, und meine Partnerin möchte dies ebenfalls.«

»Gut.« Er holte tief Luft. »Kommt her. Los, Monkey und Andy! Stellt euch zu den anderen.«

Sie kamen tatsächlich, und zum ersten Mal konnte ich sie richtig sehen.

Der eine wurde Monkey genannt. Man kann ja nichts für sein Aussehen, er aber besaß tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Affen. Er ging zudem gebückt, und die langen Arme schwangen wie Pendel zu beiden Seiten des Körpers-. Aus einer Faust stach etwas Langes, Helles hervor.

Es war die Messerklinge.

»Wirf den Zahnstocher weg!« befahl ich ihm. »Los, mach schon!«

Er gehorchte tatsächlich und breitete dann die Arme aus. So konnte er einen dicken Eichenstamm umarmen.

Jane hielt sich glücklicherweise im Hintergrund. So wusste keiner der Rocker, auf wen sie zielte.

Die beiden gingen zu den beiden Mädchen in Boxer-Shorts, die ihr großes Mundwerk auch verloren hatten. Der zweite Rocker hielt sich

dicht hinter Monkey. Seine Haut war dunkel. Auf dem Kopf trug er eine flache Kappe.

»Und nun?« fragte Jerry Granate. »Jetzt habt ihr euch wohl zuviel vorgenommen, wie?«

»Nein, überhaupt nicht. Ihr werdet eure Sachen packen und dann verschwinden.«

»So einfach?«

»Ja, so einfach ist es!«

Er atmete scharf, denn ich hatte den Druck der Mündung ein wenig verstärkt.

»Wollen sie nicht, John?« hörte ich Jane Collins rufen.

»Sie überlegen noch.«

»Aber nicht zu lange.«

»Du hast es gehört«, wandte ich mich an Jerry Granate. »Nicht zu lange, klar?«

»Ja, ist gut.«

»Du wirst jetzt deinen Kumpanen erklären, dass sie ihre Sachen packen sollen. Danach können sie sich auf die Maschinen schwingen und abdampfen. Ist das ein Vorschlag?«

»Was geschieht mit mir?«

»Du bleibst bei mir. Vielleicht lasse ich dich als letzten abziehen, aber das muss ich mir noch überlegen.«

»Bulle, du…«

»Keine Beleidigungen, Junge. Seid froh, dass ihr verschwinden könnt. Hier geht es um ganz andere Dinge.«

Da hatte ich nicht gelogen, denn Jane und ich waren nicht ohne Grund hergekommen. Aus dem Alter, wo man nächtliche Waldspaziergänge durchführt, waren wir schließlich heraus.

An den eigentlichen Fall wollte ich nicht denken, denn jetzt hieß es aufpassen. Rocker waren immer für eine Überraschung gut, auch dann noch, wenn sie unter Druck standen wie jetzt.

Allein hätte ich es wohl nicht geschafft, aber Jane stand sehr gut und war vor allen Dingen unsichtbar.

»Ich sehe noch nichts«, flüsterte ich Jerry Granate ins Ohr.

»Okay, ich sage Ihnen Bescheid. Los!« schrie er. »Packt eure Klamotten. Die Helme auf und ab! Wir räumen das Feld.«

»Das kannst du doch nicht machen, Jerry!« heulte Monkey. »Wir halten die Stellung.«

»Willst du als erster ein Loch in deinem Affenschädel haben?« fragte Jane aus der Dunkelheit.

Monkey zuckte zusammen. Er ballte seine mächtigen Fäuste. »Wenn ich dich je kriege, Süße, drehe ich dir den Kopf nach hinten!«

»Aber jetzt pack zusammen!« rief ich.

Sie waren sauer. Sie fühlten sich erniedrigt, obwohl sie in der

Überzahl waren. So etwas vertrugen Rocker nicht.
Auch Jerry Granate wusste, dass es mir ernst war. Er trieb seine Leute an, sich schneller zu bewegen. Schließlich wollte er nicht länger die Waffe am Kopf haben.
Die Mädchen waren zuerst bereit. Wir hörten sogar die ratschenden Geräusche, als sie die Reißverschlüsse ihrer Lederjacken hochzogen.
Dann griffen sie nach den Helmen und setzten sie auf. Die Sichtvisiere blieben noch hochgeklappt.
Wieder vergingen Minuten.
Auch ich hatte von Jane noch nichts gesehen. Konnte mir jedoch vorstellen, dass sie ihren Standort hin und wieder wechselte. Denn dort, wo die Rocker oftmals hinschielten, stand sie bestimmt nicht mehr.
Als erster war Andy fertig. Er stellte sich neben seinem aufgebockten Feuerstuhl auf. Auch die anderen gingen zu ihren Maschinen, stiegen aber noch nicht auf.
»Ihr sollt verschwinden!« rief ich laut.
Monkey übernahm wieder das Wort. »Und was ist mit Jerry?«
»Der bleibt noch.«
»Wie lange?«
»Bis ich ihn freilasse.«
»Bulle, du willst uns reinlegen!« kreischte die Rockerbraut mit dem Neonschmuck. Sie kam zwei Schritte vor. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt. »Ich gehöre zu ihm. Ich fahre mit ihm.«
»Dein Pech, Mädchen!«
»Willst du mir auch eine Kugel durch den Kopf jagen, Bulle?« Sie blieb stehen und verschränkte demonstrativ die Arme vor ihrer Brust. »Los, mach es doch!«
»Oder ich übernehme es!« meldete sich Jane Collins mit lauter Stimme.
Die Rockerbraut wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Schließlich zeigte sie Einsicht und nickte. »Ja, ich weiß, die Weiber sind oft schlimmer.«
»Du mußt es wissen«, gab ich ihr recht und lächelte dabei. Das regte sie nur auf, denn sie spie aus.
Dann ging sie weg. Sie stieg zu Monkey auf den Sozius. Mit beiden Händen klammerte sie sich an seinem breiten Körper fest.
Jerry Granate aber stand neben mir und schwitzte. Der Schweiß lief in Strömen von seinem Gesicht herab. Wahrscheinlich ärgerte er sich auch darüber, dass seine Perle mit einem anderen Kerl davonzog.
»Abmarsch!« rief ich laut.
Die Rocker gehorchten plötzlich wie gut erzogene Internatsschüler. Fast gemeinsam warfen sie die Motoren ihrer Feuerstühle an. Ein donnerndes Gewitter lag plötzlich über der Umgebung und zerriss

auch die Stille des nahen Waldes.

Sie klappten die Sichtvisiere nach unten, schauten noch einmal zu uns und gaben Stoff.

Der weiche Boden wurde aufgewühlt, als die Maschinen starteten.

Lehm und Gras schleuderten die durchdrehenden Räder weg, und die Lichtlanzen der Scheinwerfer stachen wie breite Finger in die Nacht.

Jerry Granate beobachtete mit Tränen in den Augen die Abfahrt seiner Kumpane. Wahrscheinlich weinte er aus Wut. Ich ließ die Mündung noch an seiner Wange und nahm sie erst weg, als auch das letzte Rücklicht in der nächtlichen Finsternis verglüht war.

Als meine Hand nach unten sank, atmete nicht allein Jerry auf. Auch ich war froh darüber, denn eine so unnatürliche Haltung durchzuhalten, kostet Energie.

Ich ging einen halben Schritt von ihm weg, da ich mir gut vorstellen konnte, welch eine Wut sich in ihm aufgestaut hatte. Wenn dieses Gefühl lange genug kochte, musste es sich irgendwann einmal freie Bahn verschaffen.

»Jetzt hast du ja, was du wolltest, Bulle.«

»Noch nicht ganz.«

»Wieso?«

»Das verstehst du nicht.«

Er hob die Schultern und schielte zu seiner Maschine rüber. Es war eine rote Honda. Die Farbe passte haargenau zu seiner Jacke.

»Du kommst hier schon noch weg«, sagte ich. Ob es ihn beruhigte oder nicht, sollte mich nicht jucken, denn ich hatte Schritte gehört. Vom Waldrand her löste sich Jane Collins.

Sie trug dunkle Kleidung. Nur das helle Haar, seit kurzem kurz und windschnittig gestutzt, glänzte. In der Hand hielt sie einen schweren Revolver.

»Das war wie in alten Zeiten, nicht?« sagte sie und lachte dabei.

Als der Rocker ihre Stimme hörte, drehte er sich um. Er starrte sie an und sah auch die Waffe in ihrer Hand.

Seine Lippen zuckten, doch Jane schüttelte den Kopf. »Du hast keine Chance, Granate. Deshalb versuche es erst gar nicht.«

Ihm lag eine Antwort auf der Zunge, doch er schluckte sie hinunter.

Wahrscheinlich wollte er nicht weiter provozieren. Jetzt musste er einfach aufgeben.

»Monkey hat dir etwas versprochen«, sagte er trotzdem. »Hüte dich, ihm in die Hände zu laufen.«

»Ich weiß, aber seid froh, dass ihr hier wegkommt, ohne dass euch etwas geschehen ist.«

»Wir können uns wehren.«

»Aber nicht gegen das, was hier möglicherweise lauert, du Spinner.«

Jane schaute mich fragend an. »Was machen wir mit ihm?«

Ich hatte schon eine Lösung gefunden. »Auf keinen Fall lassen wir ihn fahren.« Von meinem Gürtel hakte ich die Handschellen los. Dann griff ich zu und ließ einen Ring um sein Gelenk schnappen.

»Was soll das denn?« beschwerte er sich lautstark.

»Wirst du gleich sehen, mein Junge.« Ich schleifte ihn dorthin, wo seine Honda stand.

An sie band ich ihn fest.

Er starrte mir ins Gesicht, und es sah so aus, als wollte er sich auf mich stürzen und nur mit einer Hand zuschlagen.

»Las es lieber bleiben!« sagte ich. »Das hat keinen Sinn. Wirklich nicht, mein Junge!«

»Ich kriege dich noch, Bulle. Nein, wir kriegen dich alle. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, ja schon gut.«

Ich ging zu Jane, die im Hintergrund gewartet hatte. »Nimm ihm lieber die Waffen ab.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. Das hatte ich ganz vergessen. Als ich ihn abklopfte, versteifte er sich.

Auf seinem nackten Oberkörper und von der Jacke verdeckt, fand ich eine Armee-Pistole, die ich entlud und fortschleuderte, so dass er nicht herankommen konnte. »Ich hoffe, dass du mir später auch deinen Waffenschein zeigst.«

»Fuck yourself!« keuchte er.

»Nach dir aber.«

Jane war schon vorgegangen. Ich musste ihr auch die Führung überlassen, denn ohne sie wäre ich nie an diese Stelle gekommen. Unser Auftrag war ganz einfach.

Wir sollten ein Grab finden!

Aber nicht irgendeines, nein, ein ganz bestimmtes Grab, in dem auch eine ganz bestimmte Person begraben lag. Er hieß Miles Banion, und war vor langer Zeit, aber schon in unserem Jahrhundert, von einer gewissen Gruppe Menschen als Psycho-Hexer verehrt worden. Was immer das sein mochte, ich wusste es nicht, ich wollte es aber herausfinden, denn Jane Collins hatte mich auf die Spur gebracht.

Psycho-Hexer oder Selbstmord-Antreiber, so hatte die Detektivin ihn genannt. Als sie noch zu den Hexen gehört hatte, war einige Male von Miles Banion gesprochen worden, dessen Kraft allein in seinem Schädel steckte. Es war ihm damals tatsächlich gelungen, Menschen davon zu überzeugen, den großen Schritt ins Jenseits zu gehen, um auf eine Wiedergeburt zu warten.

Gerade dieses Thema war momentan in. Es gab kaum eine Gazette, in der nicht darüber berichtet wurde. Das hatte natürlich auch Jane Collins herausgefunden. Sie lebte wieder in London. Nach anfänglichen Schwierigkeiten ging es ihr wieder gut, und sie hatte sich

dazu entschlossen, uns zu helfen.

Dabei war ihr eine Person besonders behilflich. Sarah Goldwyn, die Horror-Oma. Sie hatte Jane Collins in ihr Haus aufgenommen und forschte nun mit ihr zusammen.

Jane fühlte sich bei der zwar alten, aber im Innern ihres Herzens jung gebliebenen Frau sehr wohl. Sie war regelrecht aufgeblüht und freute sich über jeden neuen Fall, den sie übernehmen konnte, auch wenn sie dabei nur die zweite Geige spielte.

Ob es Jane oder Sarah Goldwyn aufgefallen war, wusste ich nicht. Jedenfalls hatten die beiden Frauen herausgefunden, dass sich in den letzten Tagen die Selbstmorde häuften. Zahlreiche Menschen, die völlig normal lebten, hatten sich plötzlich erhängt, erschossen oder sich irgendwie anders umgebracht.

Wie damals, als es noch einen Miles Banion gegeben hatte. Aber das lag 50 Jahre zurück. Die normalen Beamten hätten darüber nur gelacht, ich tat es nicht, da ich wusste, dass es gewisse Dinge gab, die man nicht unterschätzen sollte.

Ein Mächtiger wie Miles Banion schaffte es noch, sich aus dem Grab zu melden.

Und so waren wir unterwegs, um eben dieses Grab zu finden. Er war, als ihn das Schicksal ereilte, nicht auf einem normalen Friedhof beigesetzt worden. Fast genau an der Stelle, wo jetzt die Feuer brannten, hofften wir, sein Grab zu finden.

Die Flammen waren zum Glück so weit niedergebrannt, dass wir in ihrer unmittelbaren Umgebung suchen konnten. Jane hatte eine lichtstarke Stablampe mitgenommen und suchte in ihrem Schein den Boden ab.

Ich hielt mich vorerst zurück und stand nur da, von der letzten Glut des Feuers angehaucht.

Jane schüttelte den Kopf. »Ich weiß es genau, man hat darüber geredet. Er ist da.«

»Wer hat ihn denn begraben?«

»Das weiß niemand. Die Hexen sprachen davon, dass sein Grab gekennzeichnet wäre.«

»Und es ist genau diese Stelle?«

»Ja. Zwischen den Mauern und dem grünen Saum, hat man immer gesagt. Das muss hier sein.«

Jane Collins suchte weiter und zog die Kreise immer größer. Ich schaute hin und wieder auf den Rockerchef, der durch die Handschellen mit der Honda verbunden war und sich jetzt auf den Boden gehockt hatte. Er starrte stumm auf seine Knie.

Von seinen Kumpanen hörte ich nichts. Ich konnte mir allerdings vorstellen, dass sie ihre Niederlage nicht so einfach hinnahmen.

Möglicherweise kehrten sie zu Fuß zurück und schlichen sich aus

dem Wald an wie Indianer. Das alles war zu erwarten. Aus diesem Grunde hoffte ich auch, dass wir das Grab so schnell wie möglich fanden.

Ich beteiligte mich ebenfalls an der Suche und musste mir schon bald eine spöttische Bemerkung gefallen lassen. »He, Bulle, suchst du Ostereier? Die Zeit ist aber vorbei.«

»Halt dich geschlossen.«

Er lachte schmierig.

Ich machte weiter, trennte mich dabei von Jane, die mehr zum Wald hin suchte. Ich geriet in die Nähe der Ruinen und hörte plötzlich ihren Ruf.

»John, ich hab's.«

Ich richtete mich auf. Jane kniete und leuchtete auf eine bestimmte Stelle.

Als ich neben ihr stand, sah ich es auch. Die Grabplatte lag vor uns.

Jane hatte Moos und Unkraut zur Seite geschabt.

»Wie hast du den denn gefunden?« fragte ich überrascht und schüttelte den Kopf.

»Ich spürte, dass es hier sein musste.«

»Deine Hexenkräfte?«

»Ja.«

Mein Lächeln fiel knapp aus. »Das habe ich mir fast gedacht.« Ich war ihr behilflich, die gesamte Grabplatte freizulegen. Mit dem Taschenmesser kratzte ich das Moos ab.

»Jetzt müssen wir das Ding noch öffnen!« sagte ich.

»Und wie?«

»Hast du Kraft?«

Jane stand unter Stress. »John, mach keine Witze. Das Ding kriegen wir nie ohne Werkzeug hoch.«

Da hatte sie recht. Aber mir fiel etwas ein. Als ich aufstand und zu Jerry Granate ging, rief Jane zwar etwas hinter mir her, aber sie ließ mich dennoch gehen.

»Was willst du?« fragte der Rockerchef.

»Werkzeug!«

Er lachte mich aus.

Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern öffnete die beiden Packtaschen an der Maschine.

Rocker führten, das wusste ich auch, immer Werkzeug mit, um ihre Feuerstühle reparieren zu können. So war es auch hier. Eine Zange fand ich und mehrere Schraubenschlüssel aus besten Stahl.

»Die nehme ich mal mit.«

Er fluchte hinter mir her. Um seine Worte kümmerte ich mich nicht. Dafür freute ich mich über Janes anerkennendes Nicken, als sie sah, was ich da geholt hatte.

»Du kannst ja sogar denken, John.«

»Ja, und nicht nur am Morgen.«

Man hatte die Grabplatte nicht beschriftet. Hätte sie jemand anderer gefunden, hätte der nicht gewusst, wer hier begraben lag.

Ich schaute mir die Schraubenzieher der Reihe nach an und warf Jane zwei von ihnen zu. Wir probierten es beide an einer Seite.

Der Spalt zwischen Platte und Boden war breit genug, um einen Schraubenzieher ansetzen zu können. Wir drückten die langen Stahlstifte hinein und benutzten sie als Hebel. Mit Erfolg. Jane und ich drückten den Stein in die Höhe. Dann brachten wir ihn in die Senkrechte, um ihn mit einem dumpf klingenden Laut zu Boden fallen zu lassen.

Geschafft!

Ich hörte Jane keuchen, auch mein Atem ging schwer, doch es war zu dunkel, um ins Grab sehen zu können.

Jane war an der Öffnung hocken geblieben. Ich umrundete das Grab und blieb neben Jane stehen. Meine Lampe hatte ich schon hervorgeholt. »Wenn es ihn tatsächlich gegeben hat, müssten wir seine Überreste oder sein Skelett finden«, sagte sie.

Ich leuchtete hinein, sah aber kein Skelett. Das Licht verlor sich in einem Wirrwarr aus Zweigen. Dieses Zeug bedeckte ungefähr die Hälfte des Grabes.

Jane schimpfte leise vor sich hin. Ich sah die Sache anders. »Warte erst mal ab, wenn wir das Zeug weggeräumt haben.« Ich übergab ihr die Lampe und fasste mit beiden Händen zu.

Zwischen den Fingern wallte Staub hoch, als ich die Füllung anfasste und aus dem Grab hervorholte. Das Holz war bereits so morsch, dass es unter meinen Fingern zerknackte.

Man hatte das Grab zum Glück nicht sehr tief ausgeschachtet, so dass wir schon sehr bald den Boden erkennen konnten. Bisher hatte Jane gegen dunkleres Füllmaterial geleuchtet, doch nun schimmerte etwas bleich im breiten Lichtbalken.

Knochen…

Ich sah die zweite, dünne Haut auf dem Gesicht der ehemaligen Hexe.

Sie schluckte auch. »John, das ist es!« wisperte sie. »Verflixt, das ist Miles Banion.« Sie atmete tief durch. »Es hat ihn also tatsächlich gegeben. Die Hexen haben sich nicht geirrt. Ein Wahnsinn, John, wir sind auf der richtigen Spur.«

Ich konnte Jane verstehen. Seit langem spürte sie wieder das Erlebnis eines Erfolges, und ich beruhigte sie mit einigen sanft gesprochenen Worten.

»Warte es ab, Mädchen.«

»John, das ist meine Sache.« Sie schaute mich hart an. »Diesmal will

ich es wissen.«

»Gut.«

Jane Collins rutschte vor. Ich konnte es nicht verhindern, dass sie in das Grab kletterte, neben dem Gebein stehenblieb, sich bückte und sich das Skelett genau anschaute.

Dann hob sie den Kopf. »John!« flüsterte sie. »Hast du gesehen, was ich sehe?«

»Wahrscheinlich.«

»Da… da fehlt der Kopf.«

»Ja.«

»Sie werden ihn entfernt haben«, flüsterte sie mit kaum zu verstehender Stimme und drückte einen Zeigefinger gegen ihre Stirn. Ein Zeichen, dass sie hart überlegte. »Ja, sie haben ihn entfernt, und das geschah nicht ohne Grund. Kannst du dir einen vorstellen, John?«

»Nein.«

»Ich aber. Sie brauchten seinen Kopf. Der Schädel war wichtig. Sein Gehirn, gefüllt mit Magie. Dieser Miles Banion hat mit seinem Gehirn gearbeitet und die Menschen zu Selbstmorden getrieben. Die übrigen Gebeine können wir vergessen. Wir brauchen den Kopf. Nur ihn!«

»Komm wieder hoch.«

Ich half Jane aus dem Grab. Sie blieb neben mir stehen und machte einen deprimierten Eindruck. »Wir sind zu spät gekommen, John, viel zu spät.«

»Dann suchen wir eben den Schädel.«

»Und wo?«

Ich warf einen Blick auf den Rockerchef. »Vielleicht sollten wir ihn mal fragen.«

»Meinst du, dass er und seine Typen etwas damit zu tun haben können?« Sie verzog die Mundwinkel. »Ich weiß nicht so recht. Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Du gehst davon aus, dass es Zufall ist.«

»Ja, die haben einen Platz gesucht, um ungestört feiern zu können.«

»Trotzdem werde ich Jerry Granate fragen.«

Der Rockerchef hatte sich in sein Schicksal gefügt. Er hockte auf dem Boden, rupfte Grashalme aus und schleuderte sie dann fort. Als wir vor ihm stehenblieben, schaute er nicht auf.

»He, Jerry«, sprach ich ihn an. »Was willst du, Bulle?«

»Einige Antworten.«

»Leck mich.«

Ich wurde sauer, packte zu und zerrte ihn hoch. Jetzt starrte er mir ins Gesicht. »He, willst du dich an einem Wehrlosen vergreifen? Das würde dir ähnlich sehen. Ihr Bullen seid doch nur gut drauf, wenn ein anderer sich nicht wehren kann.«

»Ich habe dir wohl das Gegenteil bewiesen.«

»Glück.«

»Für dich kann es Pech sein. Denk an deine Kanone, für die du bestimmt keinen Waffenschein besitzt.«

»Und was soll das?«

»Ich könnte es unter Umständen vergessen, Jerry.«

In seine Augen trat ein lauernder Ausdruck. »Ach nee, ein Angebot von einem Bullen. Wie soll ich das denn verstehen?«

»Überhaupt nicht. Du kannst es dir erst mal anhören.«

»Spuck's aus.«

»Dass wir von euch nichts wollten, ist dir ja inzwischen klargeworden. Mich würde interessieren, weshalb ihr euch gerade hier getroffen habt. Das hatte sicherlich einen Grund.«

»Es gefiel uns hier. Wir dachten immer, von Bullen ungestört zu sein. Aber wir haben uns wohl geirrt.«

»Und was war mit dem Grab dort?«

Er lachte mir ins Gesicht. »Meinst du das Ding, an dem ihr gebuddelt habt?«

»Was sonst?«

»Ich habe keine Ahnung, und ich weiß von nichts. Klar? Ich weiß einfach von nichts.« Er grinste uns dabei so frech und höhnisch an, dass wir ihm einfach nicht glauben konnten. Es musste einen Grund gehabt haben, dass die Rocker gerade an dieser Stelle campierten.

»Wir fanden dort etwas«, sagte ich.

»Gold?«

»Auch keine Waffen, sondern Knochen. Gebeine, um genauer zu sein.«

Jerry ließ durch eine abwehrende Handbewegung erkennen, wie sehr ihn das interessierte. Nämlich überhaupt nicht. Dennoch gab er einen Kommentar. »Was jucken mich schon Knochen ohne Schädel? Das ist doch…« Er räusperte sich und sprach nicht mehr weiter.

Diesmal reagierte Jane Collins. »Was hast du da gesagt, Jerry? Ohne Schädel?«

»Wieso?« Sein Blick verlor an Sicherheit. Er begann plötzlich zu flackern. »Ich habe nichts gesagt.«

»Doch, mein Lieber. Ein paar Worte zuviel. Du bist dir eben zu sicher gewesen. Das sollte man nicht sein. Woher weißt du eigentlich, dass wir keinen Schädel gefunden haben? Woher, Jerry? Sag es mir!«

»Sehe ich nicht ein, Bulle. Vielleicht habe ich es geraten.« Er sprach schnell und verhaspelte sich dabei.

»Irrtum, Granate. Da kommst du nicht mehr raus. Wir haben genau gehört, was du uns erzählt hast. Und du wirst weiterreden. Nur nicht hier, sondern woanders. Vielleicht in meinem Büro oder in einer Zelle. Das weiß ich aber nicht genau.«

»Ich habe nichts getan!«

»Wir werden dir auch nichts tun. Wir wollen dich nur verhören. Außerdem ist da noch die Sache mit der Waffe. Die hänge ich dir an, Jerry. Darauf kannst du dich verlassen.«

Er wechselte den Blick und schaute auf seine Maschine, mit der er verbunden war. Wahrscheinlich suchte er nach einem Ausweg. Für ihn gab es keinen.

»Wir sollten von hier verschwinden!« schlug Jane vor. »Und zwar so schnell wie möglich.«

»Okay.«

Ich löste die Fessel und klemmte sie um mein Handgelenk. Jetzt war Jerry mit mir verbunden, und das ärgerte ihn ebenfalls. Unseren Wagen hatten wir in die Deckung eines schmalen Waldwegs gefahren, der tagsüber oft von Spaziergängern benutzt wurde. Um diese Zeit würde sich dort kaum jemand blicken lassen.

Er ging links neben mir her. Den Kopf hielt er gesenkt. Das Leder knarrte bei jeder Bewegung. Manchmal stieß er schnaufende Geräusche aus, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass er auch weiterhin über einen Ausweg nachsann.

Jane behielt ihn ebenfalls im Auge. Sicherlich dachte auch sie an die übrigen Rocker, die noch irgendwo lauern konnten und nur darauf warteten, uns einen Denkzettel zu verpassen.

Ein Hexer namens Miles Banion war gestorben. Es hatte Selbstmorde gegeben, für die wir keine Erklärung besaßen, und ein Rockerchef schien über den längst verstorbenen Hexer Bescheid zu wissen.

Wo gab es da die Verbindung?

Jerry machte mir nicht den Eindruck, als würde er freiwillig mit der Sprache herausrücken. Sollte er tatsächlich mit den Kräften der Schwarzen Magie in Verbindung stehen, spielte auch so etwas wie Angst vor einer Rache bei ihm mit.

Wir hatten uns nach rechts in den Wald geschlagen, wo auch eine Abkürzung existierte. Der Weg war zumindest so breit, dass Jerry und ich nebeneinander hergehen konnten.

Und im Dunkeln brauchten wir auch nicht zu laufen, da Jane uns leuchtete. Jerry stierte vor sich hin. Er schwieg verbissen. Manchmal bewegte er die Haut an seiner Stirn. Dann war zu erkennen, dass er doch über einen Ausweg aus seiner Lage nachdachte.

Hilfe konnte er möglicherweise erwarten, aber es sah nicht so aus, dass seine Freunde sich in der Nähe aufhielten. Wahrscheinlich waren sie doch gefahren.

Der Strahl unserer Lampe fand seinen Weg durch die Lücken der Busche und spiegelte sich auf dem Lack des Dienstwagens. Der Rover stand noch so, wie ich ihn verlassen hatte.

»Ich gehe mal vor«, sagte Jane und verschwand in einer Lücke zwischen zwei Baumstämmen.

Jerry und ich blieben zurück. Die Lampe zeichnete Janes Weg nach. Sie schritt um den Wagen herum und leuchtete ihn ab.

»Sollten deine Freunde einen Reifen zerstochen haben, wirst du ihn wechseln, Jerry.«

Er hob die Schultern.

Jane kam zurück. »Es ist nichts«, meldete sie. »Der Rover scheint in Ordnung zu sein. Jedenfalls habe ich nichts feststellen können.«

Ich zog Jerry mit mir. »Auf zur letzten Spazierfahrt!« Ich warf Jane den Schlüssel zu. Sie wollte fahren. Jerry und ich würden im Fond unsere Plätze finden.

Einladend stand die linke Hintertür offen. Mehrere Baumzweige wuchsen wie hängende Finger über dem Dach. Ich stieß den Rocker an. Er sollte als erster einsteigen.

Jerry bückte sich auch, es sah alles so normal aus, dennoch fuhr er plötzlich herum.

Eine Hand hatte er frei. Sie war zur Faust geballt und zielte auf meinen Wagen.

Zwar drehte ich mich noch weg, weil ich irgendwie mit einem Angriff gerechnet hatte, aber ich wurde trotzdem erwischt, und es tat verdammt weh.

Zwischen Hüfte und Bauchdecke wühlte sich seine Faust hinein. Ich flog zurück, riss den anderen aber mit. Zusammen krachten wir in ein Gebüsch. Er lag auf mir. Ich hörte sein wildes Keuchen. Das Gesicht zeigte Mordlust. Wieder hämmerte er eine Faust nach unten. Diesmal zu ungenau. Sie schrammte an meinem Ohr vorbei und raste zwischen die Zweige.

Dafür riss ich ein Knie hoch. Damit hatte er nicht gerechnet und bekam auch einen zweiten Treffer mit.

Ich hörte ihn gurgeln, dazwischen erklang Janes Ruf, dann war sie bei uns und griff ein.

Jane Collins hatte noch nichts verlernt. Ich sah ihre Hand zweimal nach unten rasen.

Und genau zweimal zuckte der andere auch hoch, bevor er über mir bewusstlos zusammenbrach.

»Das hatte er wohl nötig«, sagte Jane, als sie sich die Handkante rieb.

»Ich habe ihn genau getroffen.«

Ich wollte etwas sagen. Es fiel mir zu schwer. Erstens spürte ich noch die Nachwirkungen des Treffers, und zweitens lag der Körper des Rockers wie ein langer Stein auf mir.

Um ihn wegzuschaffen, mussten wir erst die Fessel lösen. Jane übernahm die Aufgabe. Sie hatte bei mir den Schlüssel gefunden. Dann zog sie Jerry Granate zur Seite.

Auf dem Bauch blieb er liegen.

Auch ich quälte mich hoch, die Hände presste ich auf die getroffene

Stelle. »Verdammt, das war nicht gut!« flüsterte ich rau, lehnte mich an den Wagen und atmete durch.

»Man kann diesen Typen einfach nicht trauen!«

Ich gab Jane recht und fügte noch hinzu: »Besonders dann nicht, wenn sie Dreck am Stecken haben.«

»Du bist davon überzeugt, dass er mehr über Banion weiß?«

»Bestimmt mehr als wir.«

»Das ist keine Kunst.«

Ich deutete auf den Bewusstlosen. »Hilf mir mal, ihn in den Wagen zu zerren.«

Gemeinsam schafften wir es. Diesmal schlang ich die zweite Fessel um den Haltegriff. Der Rocker hing in einer schrägen Position. Sein Mund stand offen. Der Blick war ebenso glasig wie der Speichel, der aus einem Mundwinkel tropfte.

»Bleibt es dabei, dass ich fahre?« fragte Jane.

»Sicher.« Ich hatte noch immer Schwierigkeiten beim Atmen. Dieser gemeine Treffer hatte mich völlig unvorbereitet erwischt. Es hatte keinen Sinn, Hassgefühle gegen den anderen zu hegen. Ich hätte eben besser achtgeben sollen.

Ich hatte den Wagen so günstig geparkt, dass sie den schmalen Waldweg bequem verlassen konnte. Unser Ziel war die Straße, eine Nebenstraße in Richtung London.

Jane fuhr sicher und nicht zu schnell. Wald und Feld wechselten sich ab.

Neben mir hing der Rockerchef in der Schelle. Da Jane zweimal zugeschlagen hatte, würde er auch noch für eine Weile bewusstlos bleiben.

Ich hatte das Fenster geöffnet, um die kühle Nachtluft hereinwehen zu lassen. Gleichzeitig mit ihr schwirrten auch Mücken in das Fahrzeug. Es war mir egal.

Die große Kurve lag vor uns im Scheinwerferlicht.

Sie war gut zu überblicken, und doch erwischte es uns in der Kurve.

Gegenlicht flammte auf. Gleichzeitig wurde es auch hinter uns hell, und wir hörten das Dröhnen der startenden Motorräder.

»Verdammt, die Rocker!« schrie Jane. »John, was soll ich tun?«

Innerhalb von Sekundenbruchteilen musste ich mich entscheiden. »Halt drauf, Jane!«

***

Man hätte es auch als das absolute Nichts bezeichnen können, so finster war das Haus.

Nichts regte sich dort, der Wind strich um das Gebäude herum, als wollte er erkunden, ob es für ihn nicht doch eine Lücke gab, in die er hätte hinein wehen können.

Die Fenster und Türen waren dicht. Fugendicht sogar, und der Wind hatte keine Chance.

Und doch existierte Leben im Haus. Ein Leben, das man mit einem bösen Traum vergleichen konnte, der noch weit entfernt war, mittlerweile aber Gestalt annahm.

Die Gestalt eines Menschen!

Er selbst war nicht zu sehen, nur zu hören. Schleichende Schritte, die in den oberen Räumen des Hauses aufklangen und sich auf ein bestimmtes Ziel hinbewegten.

Für Sekunden verstummten die Schritte, dann klangen sie dumpfer auf, als sie über die Stufen einer Treppe nach unten gingen. Der Weg war genau zu verfolgen, denn der Unbekannte wusste sehr genau, wo sein Ziel lag.

Im Keller!

Dort befand sich sein eigentliches Reich, da fühlte er sich wohl, da hatte er sie alle hingebracht.

Alt, feucht und niedrig waren die Gänge. Die Schritte des Mannes schlurften, und manchmal klatschte es auch, wenn er durch den Rest einer Wasserpfütze ging.

Auf seinem Gesicht lag ein kaltes Lächeln. Niemand sah es, aber der Mann konnte seinen Triumph nicht verbergen.

Wieder war einer gestorben! Und er war glücklich in den Tod gegangen, weil er an die Reinkarnation glaubte. Man musste nur überzeugend genug sprechen können, dann lief fast alles wie von selbst.

Wie war der Mann seinem großen Vorgänger, Meister und Mentor dankbar. Der Hexer Banion hatte es allen vorgemacht. Er besaß die Kenntnisse, von denen andere träumten, und er würde sich auch weiter vervollkommnen, dessen war er sich sicher.

Es war schon bewundernswert und manchmal unerklärlich, wie sie zu ihm kamen und seinen Rat haben wollten. Er gab ihn auch weiter, und sie hörten ihm zu, hingen an seinen Lippen wie Erstklässler.

Er aber war mehr für sie. Kein Lehrer, nein, viel höher. Ein Guru, fast ein Götze.

Sie taten alles für ihn. Sogar in den Tod gingen sie. Bestimmt hatte der letzte gelächelt, als er sich die Schlinge um den Hals legte. In wenigen Sekunden würde er sich davon überzeugen können.

Der Mordraum lag im hintersten Winkel des Kellers. Man musste den Kopf einziehen und unter einem Sturz hergehen, um ihn erreichen zu können. Das tat der Guru auch, blieb vor der Tür stehen und neigte seinen Kopf nach vorn, so dass er die Tür mit der Stirn berührte. Er lauschte, aber von drinnen vernahm er keinerlei Geräusche.

Der andere musste tot sein.

Der Guru holte einen Schlüssel hervor. Nur er besaß ihn und schob

ihn behutsam in das flache Schloss. Zweimal musste er ihn nach links drehen, dann war die Tür offen.

Mit dem angewinkelten Arm drückte er sie nach innen. Bisher hatte er sich in völliger Dunkelheit bewegt, das änderte sich jedoch, denn in dem Kellerraum brannte das einzige Licht im Haus.

Es war die Kerze.

Als blutroter Klumpen stand sie auf dem hässlichen Schädel. Die flackernde Flamme sorgte für Licht und Schatten.

Es war eine schaurige Szene. In der Schlinge hing eine Gestalt. Die Füße baumelten über dem Boden. Vom Luftzug der sich öffnenden Tür wurde der Tote leicht bewegt.

Der Guru trat näher an ihn heran. Er wollte sehen, welch ein Gesicht der andere aufgesetzt hatte. Vielleicht war er glücklich aus dem Leben geschieden, mit der Hoffnung einer Wiedergeburt versehen.

Nein, Paul Brisbaine bot keinen schönen und auch keinen zufriedenen Anblick. Sein Mund stand halboffen, das Gesicht war verzerrt und gleichzeitig aufgedunsen.

Er musste einen schweren Tod gehabt haben…

Dem Guru war es egal. Es stimmte ihn nicht einmal nachdenklich. Wichtig allen war der Schädel des alten Hexenmeisters. Seine Magie war auch Jahre später voll getroffen.

Alle waren in seinem Haus gestorben. Auch bei Brisbaine machte er keine Ausnahme und nahm ihn aus der Schlinge.

Die Leiche kippte ihm entgegen. Der Guru drehte sich so, dass sie auf seine Schulter fiel.

Wieder schlurfte er durch die Dunkelheit. Diesmal langsamer, er hatte eine Last zu tragen.

Er brachte seine Beute stets bis zu einem bestimmten Hinterausgang des Hauses. Die Leichen würden dann abgeholt, irgendwohin geschafft, und wenn man sie fand, konnte man sich wieder nur über einen weiteren Selbstmörder wundern.

Der Guru wollte im Hintergrund bleiben. Er dirigierte nur oder teilte die Arbeit auf. Auch um das Abholen der Leiche brauchte er sich nicht zu kümmern, das besorgten andere.

Eine Gruppe von Rockern, die er ebenfalls von der Macht des alten Hexerschädels überzeugt hatte. Auch ihnen hatte der Gedanke an die Wiedergeburt gefallen.

So lief alles nach Plan. Und es würde nicht mehr lange dauern, bis der nächste Selbstmörder erschien. Für welche Methode er sich entschieden hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen, das blieb ihm allein überlassen.

Das Haus bot schließlich zahlreiche Möglichkeiten…

***

Mir blieb tatsächlich nur diese eine Chance, auch wenn sie riskant war.

Volles Rohr und drauf.

Hoffentlich war Jane Collins nervenstark genug, um dieses Spiel durchzuhalten.

»Okay, John!« antwortete sie mit kratziger Stimme. »Ich halte durch. Das ist wie früher!«

Sie schien plötzlich in Form zu kommen, aber mir war überhaupt nicht wohl, weil ich auf dem Rücksitz hockte, neben mir der Bewusstlose hing und ich nicht eingreifen konnte.

Wir hatten zwei Fenster nicht geschlossen. Der dröhnende Motorenlärm unserer Verfolger erfüllte den Wagen. Staub drang ebenfalls hinein, und Jane steuerte den Rover direkt in den gleißenden Ball aus grellem Scheinwerferlicht.

Kamen wir durch?

Ich drückte ihr und uns die Daumen. Es war hart, man musste schon großes fahrerisches Können und Nerven besitzen, um so etwas zu schaffen.

Vor uns war es so hell, dass ich die Rocker nicht erkennen konnte. Sie mussten hinter diesen verdammten Scheinwerferlichtern lauern, nicht einmal als Schatten waren sie zu sehen.

Plötzlich bekam unser Wagen an der rechten Seite einen heftigen Stoß.

Wer ihn ausgelöst hatte, wusste ich auch nicht. Vielleicht hatte Jane auch überempfindlich reagiert, was ebenfalls zu verstehen war, und wir liefen Gefahr, in den Graben zu rasen.

Ich sagte nichts. Ein Schrei oder Befehl meinerseits hätte Jane nur erschreckt, so ließ ich sie und hoffte, dass sie es noch schaffte.

Die ehemalige Hexe hielt sich meisterhaft. Sie reagierte genau in dem Sekundenbruchteil, auf den es ankam. Da hatte sie das Lenkrad fest und zog den Wagen wieder nach links. Es befanden sich nach wie vor alle vier Räder auf dem grauen Asphalt.

Ein Schatten schien an der linken Seite hochzuspringen, als einer der Rocker seine Maschine zur Seite wuchtete und damit verschwand. Jane hupte.

Das Signalhorn übertönte noch den Lärm der Motoren, und wir waren durch.

Verdammt, wir hatten es geschafft!

Ich wollte lachen, es blieb mir im Hals stecken, als ich das Zittern sah, das Janes Körper schüttelte. Der Schock machte sich auf diese Weise bemerkbar. Die große Gefahr war noch einmal an uns vorbeigeschwebt.

Jetzt war Jane einfach fertig.

»Reiß dich zusammen, Mädchen!« brüllte ich ihr zu. »Du warst

phantastisch. Du warst großartig. Wir haben es gepackt!«

Meine Stimme überschlug sich fast. Ich musste versuchen, mit Worten ihren Schock zu überwinden, sah auch ihr Nicken und merkte, dass sie den Fuß vom Gaspedal nahm. Das war richtig. Jane brauchte eine Erholungsphase, sonst kam es noch zu einer nicht kontrollierbaren Überreaktion.

»Wir sind durch, John!« Ihre Stimme zitterte.

»Ja, du warst großartig, einfach super!« Ich drehte den Kopf, denn wie ich die Rocker einschätzte, hatten diese sicherlich nicht aufgegeben.

Das stimmte tatsächlich.

Sie befanden sich hinter uns. Ich sah die tanzenden Lichter ihrer Scheinwerfer, aber sie schienen selbst Schwierigkeiten zu haben, denn sie hatten sich noch nicht zu einer Verfolgerreihe formiert.

»Soll ich das Lenkrad übernehmen?« fragte ich Jane.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, John, ich halte durch. Es war nur vorübergehend. Weißt du, ich bin so etwas nicht gewöhnt.« Sie lachte laut auf. »Es ist so außergewöhnlich gewesen.«

»Klar.«

- Wir rasten weiter. Manchmal gerieten wir zu nahe an den Rand. Dann kratzten Zweige wie die gekrümmten Klauen irgendwelcher Monstren über das Blech oder schlugen auch gegen die Scheiben.

Ich war schweißnass, drehte mich und schaute durch die Heckscheibe.

Von den Rockern war nichts mehr zu sehen. Selbst die Lichter ihrer Scheinwerfer sah ich nicht, und es wunderte mich, denn so leicht gaben Rocker nicht auf.

Sie hatten noch etwas gutzumachen. Ich kannte deren Mentalität. Nicht alle gehörten zu gewalttätigen Typen, man konnte sie einfach nicht über einen Kamm scheren, aber die Rocker, mit denen wir es zu tun gehabt hatten, waren schon von der harten Sorte gewesen. Und sie schienen auch mehr gewusst zu haben.

»Wo soll ich hinfahren, John?«

»Scotland Yard.«

»Willst du Jerry Granate dort abliefern?«

»Nicht nur das. Ich möchte mich mit ihm in aller Ruhe unterhalten. Der weiß wesentlich mehr, als er bisher hat zugeben wollen. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich bleibe dabei.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Jane lachte auf. »Weißt du, John, im nachhinein muss ich sagen, dass es mir sogar Spaß gemacht hat. Es war wie früher. Wir beide gegen die Meute. Das weckt nicht nur Erinnerungen, das schweißt auch wieder zusammen.«

»Möglich.«

Jane fuhr weiter, ohne einen Kommentar abzugeben. Ich konnte sie gut verstehen, aber meine Gedanken beschäftigten sich nicht mit der Vergangenheit.

Die Gegenwart war wichtiger, denn neben mir begann Jerry Granate sich zu rühren. Er hatte die Hauptaktion »verschlafen«. Ich war gespannt, wie er sich verhalten würde.

Ich schlug ihm leicht gegen die Wangen, um den Vorgang zu beschleunigen. Als er die Augen öffnete, stöhnte er, wollte sich an die getroffene Stelle fassen und musste erkennen, dass dies nicht möglich war. Beide Fesseln waren mit dem Haltegriff verbunden.

»Verdammt!« Sein erster Kommentar bestand aus einem Schimpfwort.

»Du bist noch immer bei uns, Granate.«

»Wieso?«

»Deine Kumpane haben es versucht, aber nicht geschafft.«

Er drehte mir langsam sein Gesicht zu. Es sah irgendwie verbeult aus und glänzte nass. In den Augen schimmerte es weiß. Der Mund stand halboffen, die Winkel waren nach oben gezogen, so dass es wirkte, als würde der andere anfangen wollen zu grinsen.

»Was haben sie nicht geschafft?«

»Sie wollten dich befreien.«

Er leckte Schweiß von seiner Oberlippe. »Keine Sorge, Bulle, sie geben nicht auf.«

»Das wird dir nichts nützen.«

Jerry zog die Nase hoch. »Irgendwann hole ich dich von deinem Podest runter, Bulle.«

»Erst werden wir uns unterhalten. Die Zellen beim Yard sind stabil und ausbruchsicher. Jerry, so einfach kommst du mir nicht mehr davon, das schwöre ich dir.«

»Wir sind noch nicht da!« Er sagte es, Und er hatte so verdammt recht.

Bis wir unser Ziel erreicht hatten, mussten wir noch die halbe Stadt durchqueren.

Noch fuhren wir auf der schmalen Straße, aber die Gegend hatte sich verändert.

Der Wald war zurückgeblieben. Flache Wiesen und Felder wechselten sich ab. Der erste größere Vorort war Kilburn, und dort wollten wir auf die Kilburn High Road kommen, um direkt nach London hinein zufahren.

Wir sahen bereits die Straße. Einige Wagen huschten vorbei.

»Halt an!« bat ich Jane.

»Warum?« Sie fuhr weiter.

»Ich möchte fahren.«

Die ehemalige Hexe nickte. »Okay, John, wie du willst.«
Wir wechselten die Plätze. Allerdings blieb Jane neben mir sitzen. Jerry konnte als Gefesselter keinen Ärger machen, und den Haltegriff würde er nicht abreißen, da hätte er schon Herkules sein müssen.
Jane schnallte sich an. Ihr Gesicht zeigte einen angespannten Ausdruck.
»John«, sagte sie leise, als ich startete, »ich glaube nicht, dass es schon vorbei ist.«
»Da hast du recht.«
»Sie werden kommen. Vielleicht kriegen sie uns noch vor der Stadt, diese verdammten Hyänen.«
Ich fuhr mit einer sanften Handbewegung durch ihr kurzgeschnittenes Haar. »Bisher haben wir uns tapfer gehalten. Das verdanke ich dir.«
»War halb so wild. Ich habe einfach voll hineingehalten. Zum Glück war die Straße gerade.«
»Hast du einen erwischt?«
»Kann ich dir nicht sagen, John. Da war ein Schlag an der linken Seite, aber ich bin da wohl kurz mit zwei Rädern von der Fahrbahn abgekommen.«
»Das hat uns gut getan.«
»Du bist gut, John.« Sie strich über mein Knie, als ich in die Ausfallstraße einbog, die bald den Namen Kilburn High Road tragen würde.
Flaches Land, wenig Lichter, nur in der Ferne sahen wir eine helle Glocke. Dort lag der gewaltige Moloch London, der auch in der Nacht nicht zur Ruhe kam.
Im Rückraum bewegte sich unser »Freund« unruhig auf seinem Platz.
Ich konnte ihn verstehen. Er hatte auf seine Freunde gehofft, aber sie waren noch nicht wieder erschienen. Auch die Verfolgung hatten sie nicht aufgenommen, aber ich traute den Burschen nicht.
»Glaubst du, dass sie aufgegeben haben?« fragte Jane. »Nein.«
»Hast du sie denn später gesehen?«
»Auch nicht. Die sind verbissen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass sie mit dem Hexer Miles Banion einiges zu tun haben. Du weißt, wie beeinflussbar junge Menschen für okkulte Dinge sind. Möglicherweise hat man ihnen viel versprochen, auch Geld, aber bestimmt Macht über andere. Da werden sie noch wilder.«
Jane hatte mitgedacht. »Ihre Maschinen sind optimal. Damit kann man schon quer durch das Gelände fahren.«
»In der Tat.«
Die Detektivin wischte über ihr Gesicht. »Ja«, murmelte sie. »Manchmal ist es grauenhaft.«
Ich hatte die Geschwindigkeit gesteigert, um so rasch wie möglich

das Ziel zu erreichen. Mit jeder Meile, die wir dem Ziel näher kamen, um so mehr wuchsen die Chancen. Die der Rocker verringerten sich, einen offenen Angriff konnten sie innerhalb der Stadt nicht riskieren. Da herrschte auch des Nachts keine, Ruhe auf den Straßen.

Der Verkehr hielt sich in Grenzen. Manchmal kam uns ein Lastwagen entgegen. Zumeist waren es Kühlfahrzeuge, die Frischfleisch oder andere leichtverderbliche Dinge transportierten.

»Freut euch nur nicht zu früh!« giftete Jerry aus dem Fond. »Ich habe meine Leute gut ausgebildet. Die wissen genau, was sie zu tun haben. Monkey ist informiert worden.«

»Hoffentlich bricht er sich nicht den Hals!« kommentierte ich.

»Keine Sorge, Bulle.«

Vor uns bildeten wenige Häuser eine kleine Ortschaft, durch die wir huschten. Sie besaß nicht einmal einen Namen. Die Lichter waren ausgeschaltet. Anschließend begleiteten Felder das graue Band der Straße bis nach Kilburn.

Die Felder wurden noch bestellt. Auf einem dieser Feldwege hatten sie gelauert.

Ich sah sie nicht, als sie sich daranmachten, die Straße zu überqueren.

Erst Sekunden später, als eine Maschine in den Lichtteppich unserer Scheinwerfer geriet.

Plötzlich lachte Jerry gellend auf. »Da sind sie. Sie haben uns gefunden. Jetzt geht es rund, Bulle.«

Zunächst einmal drehten die Rocker auf. Wir hörten das Dröhnen der Motoren, allerdings fuhren sie nicht sehr schnell, sondern ließen uns herankommen.

Wir rauschten vorbei.

Jane hatte aus dem Fenster geschaut. »Das war Monkey!« keuchte sie.

Ich nickte nur und schielte in den Innenspiegel: Hinter uns bewegten sich die Maschinen. Noch hatten sie die Fahrtrichtung nicht eingenommen.

Sie mussten sich erst ordnen, aber auch das würden sie schaffen und ungemein stark beschleunigen.

Und sie kamen.

Eine Horde aus der Hölle, begleitet vom Krach der PS-Starken Motoren.

Feuerstühle nennt man diese Maschinen. Sie machten ihrem Namen alle Ehre.

Jane hatte sich gedreht. Ich schaute geradeaus, in Richtung Kilburn, wo sich eine Lichtkuppel über der Fahrbahn ausbreitete.

Wenn wir dort waren, hatten uns sicherlich auch die Rocker erreicht. Ich gab Gas.

»Schnall dich an, Jane!« sagte ich.
»Bin angeschnallt!«
»Dann mach dich auf was gefasst…«
Jerry Granate lachte. »Ja, wir werden euch die Köpfe von den Schultern reißen.«
Jane drehte sich kurz um. »Vorher verlierst du deinen, Junge. Denk daran, mitgefangen - mitgehangen.«
»Ach scheiße!«

***

Gladys Morton war eine Frau von 42 Jahren, die vom Schicksal gezeichnet war.
Mit 39 war sie Witwe geworden. Da sie eine glückliche Ehe geführt hatte, war sie vom Tod ihres Mannes besonders stark getroffen worden. Kinder hatten sie keine gehabt, so fand sie auch bei blutsnahen Verwandten keinen Trost und musste sich mit dem Alleinsein abfinden.
Das wollte sie aber nicht.
Es gab Dinge, die man als Mensch einfach nicht akzeptieren konnte, und sie hatte einmal eine Radiosendung gehört, in der von magischen Ritualen gesprochen worden war, durch die Lebende Kontakt mit einem Verstorbenen aufnehmen konnten.
Wenn sie ihren Mann schon nicht mehr sah, wollte sie wenigstens mit ihm reden, und so versuchte Gladys Morton alles, um mit den Menschen in Kontakt zu treten, die sich mit diesem Gebiet beschäftigten. Sie hatte die Zeitungen durchgeblättert und die entsprechenden Annoncen gelesen. Natürlich war sie bei Scharlatanen gelandet, die nur ihr Geld wollten. Zu einem echten Kontakt mit dem Jenseits hatte es nie gereicht.
Gladys gab die Hoffnung nie auf. Sie ging zu einer Sekte. Dort wurde viel geredet, auch zelebrierte man Feste, aber ihrem Ziel kam sie nicht näher.
Bis zu dem Tag, als sie einen gewissen Miles Banion kennenlernte. Er hatte in einer Fachzeitschrift für Esotherik annonciert und sich tiefenpsychologischer Berater genannt.
Banion war gewissermaßen die letzte Station, die Gladys ansteuerte.
Wenn es bei ihm nicht klappte, wollte sie nichts mehr versuchen.
Der Mann hatte sie von der ersten Begegnung an fasziniert. Er war eine gewaltige Gestalt, größer als die meisten Menschen, bärtig, dunkelhaarig, und in seinem Gesicht fielen außer dem Bart eigentlich nur die Augen auf, deren Blick die Seele eines Menschen erfassen konnte.
Die Pupillen waren von einem blassen Blaugrün, das sich allerdings verändern konnte, wenn er sich auf eine bestimmte Person

konzentrierte.
Das tat er bei Gladys auch.
So geriet die Frau allmählich in den Bann dieses geheimnisvollen Mannes, und beim zweiten Treffen berichtete sie von ihren Sorgen und Wünschen.
Banion hatte sie lange angeschaut und dann gefragt: »Sind Sie tatsächlich gewillt, mit den Toten Kontakt aufzunehmen?«
»Ja.«
»Und sie würden alles dafür hergeben?«
Sie hatte die Arme ausgebreitet und gesagt: »Ich habe doch nichts, das ich hergeben könnte. Ich bin nicht reich…«
»Doch.« Sie war von ihm unterbrochen worden. »Sie haben etwas. Ihr Leben nämlich.«
Da hatte sie gestutzt. »Und das soll ich hergeben?«
»Manchmal reagieren unsere Freunde im Jenseits für uns verständlich, Gladys. Vielleicht will Ihr Mann, dass Sie zu ihm kommen. Sie haben doch sehr aneinander gehangen.«
»Ja, das stimmt.«
»Dann wäre es nur natürlich, dass Ihr Mann Sie will.«
Gladys hatte nichts mehr geantwortet. Miles Banion sah ein, dass er zu weit gegangen war, schwächte seine weiteren Formulierungen ab und gab ihr eine Bedenkzeit von zwei Tagen. »Danach kommen Sie zu mir und sagen mir, wie Sie sich entschieden haben.«
»Was geschieht danach?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es kommt auf die Reaktion Ihres verstorbenen Mannes an.«
Sie hatte den Bärtigen lange angeschaut und dabei das Gefühl gehabt, in den Augen ertrinken zu müssen wie in einem See. »Kann ich Ihnen vertrauen, Mr. Banion?«
»Bestimmt.«
Gladys Morton war gegangen. Es begannen abermals zwei schreckliche Tage. Sie verglich sie mit denen nach der Beerdigung ihres Mannes. Sie hatte nur in ihrer Wohnung gesessen und nachgedacht. Hin und her, das Für und Wider hatte sie abgewägt und war schließlich zu dem Entschluss gekommen, dass sie es machen würde.
Die Sehnsucht war einfach zu groß…
Miles Banion hatte sie schon erwartet. An der Tür empfing er eine Frau, die in den letzten zwei Tagen von Selbstzweifeln geplagt worden war.
Und das zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Gladys war gealtert. Tiefe Falten durchfurchten die blasse Haut. Das graue Haar wirkte ungepflegt, einige Strähnen rutschten immer wieder in ihr Gesicht.
Er hatte ihr etwas angeboten, das sie auch trank. Es war irgendein

Gebräu, das gut tun sollte. Gladys erlebte ein völlig neues Gefühl. Es war so, als würde sie allmählich wegfliegen, und jeder Schritt, den sie ging, kam ihr traumhaft vor.

So schwebte sie in sein Beratungszimmer und wurde gebeten, sich auf die Ledercouch zu legen.

Banion setzte sich neben sie. In der Hand hielt er ein Pendel, das aussah wie ein menschliches Herz und in einem düsteren Rot schimmerte. »Sie werden nur Augen für dieses Pendel haben, Gladys«, sagte Miles Banion. »Nur dafür.«

»Ja.«

»Es ist das Herz des Hexers Miles Banion. Er ist lange tot, aber ich habe seinen Namen angenommen. Das Herz und der Schädel waren die wichtigsten Dinge. Nur beide zusammen garantierten mir den Erfolg, den ich brauche.«

Während seiner Worte hatte er das ungewöhnliche Pendel schwingen lassen, und es hatte die Frau in den Bann gezogen. Das Herz eines Menschen, der sich selbst als Hexer bezeichnet hatte, war schon etwas Besonderes.

»Du hast dich entschieden, mit dem Jenseits Kontakt aufzunehmen. Du willst deinen geliebten Mann sehen, und du hast mir vertraut. Ich werde dein Vertrauen nicht enttäuschen, Gladys. Deshalb gebe ich dir die Chance, einen Blick ins Jenseits zu werfen. Aber nichts ist umsonst. Man kann die Geister nicht tanzen lassen.. Oft genug greifen sie ein und stellen außergewöhnliche Forderungen. Deshalb frage ich dich noch einmal: bist du bereit, dein eigenes Leben hinzugeben, ohne dass es dich reut?«

Sie schaute gegen das Pendel. Dahinter befand sich eine Lampe mit violettem Schirm, der das helle Licht in eine dunkle Farbe verwandelte.

Alles war geheimnisvoll in dem Raum. Die normale Luft schien sich verändert zu haben. Ein Hauch aus einer anderen Welt traf sie, und Gladys hatte das Gefühl, von der Couch abzuheben und weggetragen zu werden.

»Nur durch das Opfer eines Menschen kann der Geist eines Toten gerufen werden. Das schreiben die magischen Gesetze so vor, und deshalb bitte ich dich, es mir noch einmal zu sagen.«

»Ja, ich bin bereit!«

»Auch wenn es nicht nur körperlich schmerzt?«

»Ja, dann ebenfalls.«

Sie hörte ihre Stimme und hatte dabei den Eindruck, eine Fremde würde reden. Gladys war nicht mehr sie selbst. Sie hatte das Gefühl, eine zweigeteilte Persönlichkeit zu sein, und sie merkte auch, wie das Gesicht des Hexers hinter dem ungewöhnlichen Pendel allmählich verschwand, so dass es von den düsteren Schatten des Zimmers

aufgesaugt wurde.

»So werde ich denn die Toten rufen, damit sie uns Bescheid geben. Es ist nicht sicher, ob sie das Opfer annehmen, aber ich werde sie sehr darum bitten…«

Miles Banions Stimme war zu einem Flüstern gesunken, aber er hatte dennoch deutlich gesprochen, so dass Gladys Morton jedes Wort verstehen konnte. Er redete weiter.

Jedes Wort, jeder Buchstabe schien etwas in Bewegung zu setzen, das auf Gladys zuglitt, so dass sie sich vorkam wie auf einer Wolke schwebend, die sie allmählich forttrug.

Den Blick ins Jenseits zu öffnen. Schaffte er das? Würde sie ihren Mann sehen?

Vielleicht. Und wenn dies tatsächlich geschah, war es ihr egal, ob sie starb…

***

Sie waren wieder hinter uns!

Wie eine fahrende Wand aus Lärm und Licht hatten sie sich aufgebaut, und das Dröhnen der Motoren zerriss die Stille der Nacht.

Ich wusste nicht, wie schnell ihre Maschinen fuhren, aber schneller als der Rover waren sie bestimmt. Zudem war es einfach zu riskant für mich, voll zu beschleunigen. Ich hatte keinen breiten Motorway unter den Reifen, sondern eine normale Straße, auf der auch Gegenverkehr herrschte.

Den Rockern machte dies nichts aus. Sie waren sich ihrer Stärke sehr wohl bewusst und holten innerhalb von Sekunden stark auf. Das weißgrelle Licht stach in unseren Wagen hinein, es wurde vom Innenspiegel reflektiert und blendete.

Jane hatte sich gedreht und schaute nach hinten. Um überhaupt etwas erkennen zu können, schirmte sie ihre Augen mit der an die Stirn gelegten Hand ab.

Jerry Granate freute sich. Er warf sich von einer Seite auf die andere, lachte dabei und trampelte auf dem Boden herum. »Sie packen es, sie packen es!« schrie er immer wieder.

»Ja, sie werden euch vernichten…«

Ich kümmerte mich nicht um sein Gezeter, denn ich musste mich auf die Horde konzentrieren.

Sie waren zu sechst. Mit Jerry wären es sieben gewesen, so aber konnten sie sich direkt hinter unserem Wagen in zwei Hälften aufteilen und den Rover in die Zange nehmen.

Ich riskierte einen Blick nach rechts, wo ich die drei Gestalten sah. Sie hockten geduckt auf ihren Maschinen und fuhren Rad an Rad. Die Sichtvisiere schützten sie vor dem beißenden Fahrtwind. Zwar konnte ich nichts Genaues erkennen, dennoch glaubte ich, das Grinsen auf

ihren Gesichtern zu sehen.

Siegessicher wirkte es…

Sie überholten, glitten zunächst an die Kühlerschnauze des Wagens heran, gaben noch mehr Gas, und ich hörte Janes lauten Ruf.

»Verdammt, John, gib acht!«

Der Rocker auf ihrer Seite reagierte ebenso wie der auf meiner. Beide fuhren sie an der Innenseite, und beide lenkten nur mehr mit der linken Hand, denn in der rechten hielten sie etwas fest. Sie schleuderten ihre Arme zur Seite und ließen die Gegenstände los, die sie gehalten hatten.

Es waren ölgetränkte Tücher, die gegen die Frontscheibe klatschten.

Ich hatte mehr Glück als Jane. Bei mir rutschte er Lappen ab und klatschte auf die Fahrbahn.

Er hatte einen dünnen Film auf der Frontscheibe hinterlassen.

Ob wir Kilburn bereits erreicht hatten, war für mich uninteressant geworden.

Ich ging davon aus, dass sie es mit einer zweiten Attacke versuchen würden. Sie wollten uns vernichten, sie wollten uns zeigen, wer Herr im Haus war, und dabei scheuten sie auch vor brutaler Gewalt nicht zurück.

Wieder schleuderten sie einen Lappen.

Diesmal hatte ich aufgepasst und tupfte auf die Bremse.

Der Wagen nickte, die Reifen meldeten sich kreischend, die Rockerhorde huschte vorbei, wie auch der Lappen, der nur gegen die Dachkante klatschte und von dort aus auf die Fahrbahn geschleudert wurde, uns aber nicht mehr gefährlich werden konnte.

Das war gerade noch einmal gut gegangen.

Im Fond tobte Jerry. Er feuerte seine Kumpane an, obwohl sie ihn nicht hören konnten.

Jane drehte sich um. »Halt dein Maul!« brüllte sie ihn an, aber Jerry lachte nur. Er bewies Nervenstärke.

Die sechs Rückleuchten glühten auf wie rote Augen. Die Rocker waren ziemlich weit vorgefahren. Wenn sie uns erwischen wollten, mussten sie drehen.

Ich fuhr den Rover dicht an den Straßenrand.

»Was hast du vor?« fragte Jane.

Lässig winkte ich ab. »Ruf du über Funk Verstärkung. Ich hole mir Jerry.«

»Wieso?«

Für Erklärungen war keine Zeit. Mein Finger zeigte auf das Autotelefon, und Jane hob den Hörer ab.

Ich aber stieg aus.

Kaum hatte ich den Wagen verlassen, vernahm ich schon wieder das Dröhnen der Motoren.

Die Horde kehrte zurück.

Mir blieb nicht viel Zeit, um meinen Plan durchzuführen. Einen letzten Blick warf ich in den Wagen und sah, dass Jane Collins Verstärkung herbeitelefonierte. Hoffentlich waren die Kollegen schnell genug. Mein Plan stand eher auf tönernen Füßen und war von einem hohen Risiko begleitet.

Schwungvoll riss ich die hintere Tür auf. Jerry Granate ahnte, dass es ihm an den Kragen gehen sollte. Er drückte seinen Körper zurück und fing an zu schreien.

Weit konnte er sich nicht nach hinten beugen und mir schon gar nicht entkommen. Die Handschelle hielt ihn, er keuchte, spie mich an, ich ließ mich nicht beirren und arbeitete konzentriert weiter. Mit einem geschickten Griff löste ich die Fessel, aber den rechten Ring ließ ich noch am Haltegriff.

»Komm her, Freund!«

Ich bekam das Gelenk des Rockerchefs zu fassen und zog Jerry halb aus dem Wagen.

Er beschwerte sich lautstark, das juckte mich nicht, denn in der anderen Hand hielt ich schon die Waffe, deren Mündung gegen seine Stirn wies.

Die anderen waren schon da. Sie hatten einen großen Halbkreis gebildet. Die hellen Strahlen stachen ihrem Ziel entgegen. Unser Rover war in fahles Licht getaucht.

Auch Jane Collins' Gesicht hatte eine blasse Haut bekommen. Sie blieb im Wagen sitzen und hatte die Tür an ihrer Seite verriegelt. Das war auch gut.

An der rechten Straßenseite standen wir. Nicht weit entfernt sah ich die Siedlungshäuser eines Vorortes.

Zwei Wagen huschten vorbei. Ob die Fahrer sahen, welches Drama sich hier anbahnte, konnte ich nicht erkennen.

Sie saßen allesamt auf den Feuerstühlen. Die Motoren liefen im Leerlauf. Jetzt hätten sie angegriffen und wären über uns hergefallen wie eine wilde Horde, aber das Bild zeigte ihnen genug.

Ihr Anführer hing halb aus dem Wagen, und in seiner direkten Kopfnähe lauerte die Mündung einer Waffe.

Deshalb taten sie nichts. Sie standen starr, aber sie klappten der Reihe nach ihre Sichtvisiere hoch.

»Das ist gut!« rief ich ihnen entgegen. »So könnt ihr mich wenigstens hören!«

»Was willst du?« Monkey schrie die Frage.

»Ganz einfach. Ich will, dass ihr verschwindet. Haut ab, das ist alles!«

»Und wenn nicht?«

»Wird es Jerry büßen!«

Monkey lachte dreckig. »Bulle, das wagst du nicht. Nein, das wagst

du niemals. Du schießt nicht!«
»Willst du es darauf ankommen lassen?«
»Das wäre Mord!«
»Irrtum, Monkey.« Ich schüttelte den Kopf. »Nicht Mord, sondern Notwehr.«
Das wollte er wiederum nicht glauben. Er schaute die anderen an. Die Situation stand auf des Messers Schneide. Eigentlich hatte die Horde zu viele Niederlagen gegen zwei Personen hinnehmen müssen, wovon eine noch eine Frau war.
Das schmerzte. Das konnten sie ihrem Ego nicht zumuten.
Ich drückte Jerry die Mündung gegen den Kopf. Diese Berührung ließ ihn nicht nur zusammenschrecken, er begann auch zu reden. »Macht keinen Mist, Freunde! Dieser Bulle bringt es tatsächlich fertig und holt mich von den Beinen.«
Da löste sich eine Gestalt vom Sozius. Es war ein Girl, Jerrys Freundin.
Sie hatte hinter Monkey gesessen und wollte es nun auf eine andere Art und Weise versuchen.
Der Leuchtschmuck an ihrer Lederkleidung gab ihr ein buntes, beinahe clownhaftes Aussehen. Sie schlug einen Bogen und bewegte sich lässig in den Hüften, während sie den Helm abnahm und ihn aufs Autodach legte. »Willst du mich auch erschießen, Bulle, wenn ich zu dir komme? Ich bin gespannt, ob du das riskierst. So nervenstark und abgebrüht ist doch kein Bulle.«
»Aber ich!«
Jane Collins hatte gesprochen. Auf sie hatte niemand geachtet, ich ebenfalls nicht.
Die Detektivin hatte die Scheibe lautlos nach unten gedreht, ihre Waffe gezogen und auf den Scheibenrand gelegt. Dabei wies die Mündung direkt auf das Mädchen.
Die Rockerbraut blieb stehen. In ihrem Gesicht zuckte es. Ein Zeichen, dass Janes Eingreifen sie überrascht hatte.
»Keinen Schritt weiter!«
Wieder hatte sich die Spannung verdichtet. Unsere Karten waren jetzt besser, denn zwei von ihnen standen vor unserer Mündung. Besaßen die Rocker die Nervenstärke, uns zu besiegen?
Sie waren in der Überzahl, einige von ihnen zuckten auch. Es sah so aus, als würden sie zu ihren Waffen greifen, aber etwas anderes geschah, das die Spannung löste.
Wir hörten die Sirenen der alarmierten Streifenwagen. Obwohl noch weit entfernt, konnten wir deutlich vernehmen, dass es sich um mehrere Wagen handelte, die sich dem Ziel näherten.
Die Rocker mussten sich entscheiden. Ihnen blieb eigentlich nur eines, wenn sie ungeschoren davonkommen wollten.

Der Rückzug.

Das Mädchen sah es als erste ein. Die Kleine stieß einen nicht druckreifen Fluch aus, riss den Helm an sich, setzte ihn auf und schwang sich hinter Monkey auf die Maschine.

Jane und ich blieben konzentriert. Die Waffenmündung verfolgte die Bewegungen der Rockerbraut, die sich nicht mehr traute, irgend etwas zu unternehmen.

Damit hatte sie den anderen ein Beispiel gegeben. Auch sie zogen sich zurück und schwangen sich in die Sättel ihrer Feuerstühle. Einen Moment später war die Stille vom lauten Gedröhn der startenden Motorräder unterbrochen.

Das Gesicht des Rockerchefs vor mir verzerrte sich in wilder Wut. Er wusste genau, dass er verloren hatte, seine letzte Chance schwand dahin. »Verdammt!« schrie er. »Verdammt! Lasst mich nicht im Stich. Versucht es noch einmal. Macht die Bullen nieder! Wir haben doch nie vor ihnen gekniffen.«

Diesmal taten sie es.

Sie nahmen nicht den normalen Weg, sondern fuhren in eine schmale Einmündung zwischen zwei Feldern. Dort jagten sie dann über die Äcker wie eine Teufelshorde.

Von Kilburn her kamen die drei Streifenwagen. Das Blaulicht auf ihren Dächern drehte sich, und die Sirenen rissen die schlafenden Menschen aus dem Schlummer.

Ich nickte Jane zu, während ich die Waffe wieder einsteckte. »Gut gemacht.«

»Ja, manchmal muss man über seinen eigenen Schatten springen. Obwohl auch ich Angst hatte.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Ich ging den Wagen entgegen, als Jane ausstieg. Jerry Granate war ruhig geworden. Er schimpfte nicht einmal, denn seine Chancen waren auf Null gesunken.

Mitten auf der Straße blieb ich stehen und winkte mit beiden Armen. Die Fahrzeuge stoppten, die Sirenen verklangen, das Blaulicht drehte sich weiter, und als die Beamten ihre Fahrzeuge verließen, nickte ich ihnen zu.

»Ihr könnt die Waffen stecken lassen. Die Sache ist gegessen.«

»Man sprach von Rockern. Wo sind sie?« wurde ich gefragt.

»Querfeldein nahmen sie Reißaus, als sie die Sirenen hörten. Veranlassen Sie eine Fahndung.«

»Sehr wohl, Sir.« Ein Sergeant hatte das Kommando. Er tauchte in seinen Streifenwagen, um die entsprechenden Anordnungen weiterzugeben. Jane stand wartend neben mir. Ich legte eine Hand um ihre Schultern. Als sie mich anschaute, zwinkerte ich ihr zu.

»Ja, John, das haben wir großartig gemacht. Fragt sich nur, wer die

nächste Arbeit übernimmt.«
»Welche denn?«
»Das Putzen der Frontscheibe. Oder willst du mit einem Ölfilm auf dem Glas fahren.«
»Das allerdings nicht.« Ich lächelte. »Wie wäre es denn, wenn wir Jerry ein wenig zu tun gäben?«
»Die Idee ist ausgezeichnet, und ich werde sein Aufpasser sein.«
»Dagegen habe ich nichts!«

***

»Suche das Zimmer mit dem Totenschädel. Du wirst ein Zündholz anstreichen und alles weitere finden!« So hatte Miles Banion gesprochen, und Gladys Morton hatte gehorcht.
Sie war fest entschlossen, diesem Mann voll und ganz zu vertrauen. Bei der ersten Sitzung hatte sie schon das Gefühl gehabt, es tun zu müssen, war aber noch nicht voll davon überzeugt gewesen. Bei der zweiten sah es anders aus, und bei der dritten hatte sie sich entschlossen, zu ihrem Mann zu gehen.
»Aber du wirst den Weg allein machen müssen. Niemand kann dich begleiten.« Sie hatte noch immer Miles Banions Stimme im Ohr. Nein, sie wollte auch nicht, dass man sie begleitete auf einem Weg, den sie nur allein gehen konnte.
Kontakt mit ihrem Mann!
Sie hatte es nicht für möglich gehalten, aber es war tatsächlich geschehen. Bei der dritten Sitzung hatte Gladys seine Stimme gehört, untermalt von sanften, singenden Sphärenklängen. Harry hatte sie gelockt, ja, er wollte, dass sie zu ihm kam, und sie glaubte auch, ihn inmitten einer Wolke gesehen zu haben.
Sein eh schon gutmütiger Gesichtsausdruck war noch mehr zu einem Lächeln verzogen gewesen. Sie hatte dieses Lächeln zu Lebzeiten ihres Mannes so sehr gemocht.
Allein diese Gestik hatte bei ihr den Ausschlag gegeben. Jetzt war sie bereit, ihrem Mann entgegenzugehen, der sie an der Pforte zum Jenseits mit offenen Armen empfangen würde.
Miles Banion hatte ihr den Weg genau beschrieben und ihr eingehämmert, mit keinem Menschen darüber zu reden. Sie würde ihn nicht enttäuschen. Da sie keinen eigenen Wagen besaß, war sie mit dem Taxi gefahren, aber vor dem Ziel ausgestiegen, so dass sie den Rest des Wegs zu Fuß gehen musste.
Ungefähr zwanzig Minuten musste sie laufen, um die Strecke zu schaffen. Auch da war sie vorsichtig, denn die Gegend war zwar einsam, aber trotzdem auf eine gewisse Art und Weise belebt.
In der warmen und schwülen Nacht hielten sich oftmals Spaziergänger an den Orten auf, die sie während der kalten Monate

mieden.

Die Frau ging durch die fast leeren Straßen. Sie hielt sich dabei in den dunklen Schatten der Hauswände. Sie selbst achtete darauf, sehr vorsichtig ihre Schritte zu setzen. Sie wollte kein Echo, damit sie nicht Gefahr lief, gehört zu werden.

Eine leichte Strickjacke hatte sie übergezogen, aber die Jacke nicht zugeknöpft. Wenn sie schneller ging, wehten die Schöße hinter ihr her. Hin und wieder atmete sie schneller. Immer dann, wenn sie daran dachte, was vor ihr lag.

Dann bekam sie einen Schweißausbruch. Das Herz klopfte schneller.

Unter den Zweigen und Ästen der hochgewachsenen Laubbäume schlich sie einher. Manchmal hatte sie das Gefühl, als würden in der Dunkelheit der Kronen gefährliche Schatten lauern, die darauf warteten, sich auf sie stürzen zu können.

Wie sie sich töten sollte, wusste sie nicht. Sie würde es erst erkennen können, wenn die Kerze brannte.

Zwei Dinge hatte Gladys Morton noch mitbekommen. Einen flachen Schlüssel für die Haustür und eine Taschenlampe, damit sie sich in der Dunkelheit des Hauses auch zurechtfand.

Es stand einsam.

Rechts und links breitete sich mit Unkraut überwuchertes Brachgelände aus. Gegenüber stand eine alte Schule, die längst nicht mehr benutzt wurde, weil sie zu klein geworden war.

Schon tauchten die Umrisse des Hauses auf. Der kompakte Schatten kam ihr vor wie ein gewaltiger Sarg. Und nichts anderes war es im Prinzip auch. Ein großer Sarg, der alles schluckte, der gleichzeitig einen Eingang ins Jenseits bildete.

Ihre Schritte waren zögernder geworden. Gladys schaute sich vorsichtig um, aber niemand sah sie.

So ging sie auch den Rest der Strecke, vorbei an der Außenmauer, an den hoch liegenden Fenstern bis hin zur Tür, die in einer Nische lag und erst durch das Steigen dreier Stufen erreicht werden konnte.

In der Nische war es finster. Die nächste Laterne stand ziemlich weit weg. Ihr Schein erreichte selbst die Hauswand nicht.

Den Schlüssel hielt Gladys bereits in der Hand. Sie schaltete auch die Lampe ein, leuchtete für einen kurzen Augenblick das Schloss an, das im hellen Strahl kalt schimmerte.

Der Schlüssel passte, sie schloss auf. Noch betrat Gladys Morton den dunklen Flur nicht. Da schien sich plötzlich eine Grenze aufgebaut zu haben, die sie auf keinen Fall überschreiten wollte.

Doch Harrys Kraft war stärker. Hatte er nicht nach ihr gerufen, damit sie sich ihm zeigte?

Ja, sie wollte gehen. Sie musste dem Ruf eines Toten folgen, und deshalb drückte sie die Tür auf.

Der Flur war kalt und düster. Nach der Wärme draußen fror die Frau plötzlich.

Sie glitt über den staubbedeckten Boden und fand als Ziel die letzte Stufe einer Treppe. Obwohl es ihr niemand gesagt hatte, wusste sie plötzlich genau, wohin sie zu gehen hätte. Es war ein geheimer Befehl, den sie empfangen hatte.

Komm nach oben!

Gladys ging. Sie ließ die Lampe dabei eingeschaltet. Der leuchtende Fleck tanzte über die Treppenstufen hinweg, glitt weiter in die Höhe und erreichte vor ihr die erste Etage.

Dort begann ein Gang.

In der Breite ähnelte er dem Flur unter ihr. Nur dass von diesem Gang mehrere Türen abzweigten.

Hinter einer würde sie den Schädel finden.

Ihr Herz schlug plötzlich schneller, als sie die erste Tür öffnete und in einen leeren Raum leuchtete.

Bei der zweiten und dritten Tür verhielt es sich nicht anders. Blieb die vierte, die letzte.

Sie war der Zugang zum Bad.

Auf der Schwelle blieb die Frau stehen und leuchtete den kleinen Baum ab. Der lange Finger streifte durch jeden Winkel, er berührte die grauen Fliesen, die Wanne und die Wolke, die über ihr schwebte und einen scharfen Geruch abgab, auf den die Frau nicht achtete, denn sie hatte den Schädel auf der Fensterbank entdeckt.

Er stand neben der alten Toilettenschüssel. Ein graubleicher Schädel, dessen Gebein von gelblichen Einschlüssen durchzogen war. Zwei Löcher als Augen, ein drittes als Mund, ein viertes als Nase.

Und auf dem Schädel stand die Kerze. Sie hatte dort ihren Platz gefunden, als würde sie für alle Zeiten dazugehören. Eine dunkelrote Kerze, die aussah wie ein langer erstarrter Blutstropfen. Ein dunkler Docht ragte aus dem Oberteil hervor, dessen Spitze leicht nach innen gekrümmt war.

Das Kerzenwachs hatte sich auf der Schädelrundung verlaufen, so dass die einzelnen Streifen ebenfalls wie Blutfäden wirkten. Einige von ihnen liefen bis an die oberen Ränder der leeren Augenhöhlen.

Sie hatte diesen Anblick erwartet, irgendwie auch erhofft, doch als sie jetzt vorging, zitterten ihre Beine.

In diesem Zimmer sollte sie sich umbringen. Zwischen den dunklen schmutzigen Wänden würde ihr Leben ein Ende finden, und es war jemand da, der sie auch erwartete.

Harry, ihr Mann…

Normalerweise wäre sie schreiend davongelaufen, aber sie dachte nur an ihn, der im Jenseits auf sie wartete und bereits die Tür zu diesem Reich offenhielt.

Vor der Toilettenschüssel blieb die Frau stehen. Noch brannte die Lampe, doch sie benötigte sie nicht mehr und legte sie zur Seite, schaltete sie aber noch nicht aus.

Erst als sie ein Zündholz angerissen und die Flamme gegen den Docht gehalten hatte, löschte sie mit einem Knopfdruck den Lampenschein.

Ein anderes Licht breitete sich aus. Es wirkte nicht so kalt und flackerte.

Gleichzeitig Helligkeit und Schatten erzeugend, so dass diese Figuren in einer gespenstischen Art und Weise über Wände, Decken und auch den Boden tanzten.

Die Wanne wurde ebenfalls nicht verschont, und die Schatten vermischten sich mit dem Dunst oder Rauch, der aus der breiten Wannenöffnung in die Höhe stieg.

Ein beißender Nebel, der gegen Gladys drang, von ihr eingeatmet wurde und an den Schleimhäuten kratzte, so dass sie heftig husten musste.

Dennoch drehte sie sich der Wanne zu. Die Frau hatte Miles' Worte nicht vergessen.

»Wenn die Kerze brennt, wirst du erkennen können, wie du deinem Leben ein Ende setzt, um bei deinem geliebten Harry einen neuen Anfang zu machen.«

»Harry!« hauchte sie. »Harry, wo bist du denn?« Ihre Stimme war bei den letzten Worten schriller geworden. Sie drehte sich der Wanne zu, schaute hinein. »Harry!« Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Die Augen weiteten sich. »Harry!«

Da sah sie ihn!

Sein Gesicht schwebte in der Wanne. Es zeichnete sich nicht in den Schwaden ab, sondern war auf der Oberfläche dieser etwas dicklichen Flüssigkeit zu sehen.

Fast wie in einem Spiegel…

»Harryyy…« Sie heulte den Namen ihres Mannes. Gleichzeitig verzerrte sich ihr Gesicht. Tränen liefen über die Wangen.

Harry antwortete nicht. Ein Geist konnte nicht sprechen. Und geisterhaft zeichnete sich tatsächlich sein Gesicht auf der Oberfläche ab. Harrys Gesicht, das sie so sehr geliebt hatte und das sie nicht mehr sehen konnte. Es sei denn, sie ging zu ihm.

Ja, sie wollte ihrem Mann folgen. Er hatte sie zwar nicht gerufen, aber sie wusste plötzlich genau, was sie zu tun hatte. Sie beugte sich vor.

»Harry!« sprach sie und nickte dem Bild ihres Mannes zu. »Harry, ich werde zu dir kommen, dann sind wir wieder vereint.« Sie redete mit einer hohen Stimme. Es hörte sich an, als würde ein Kind sprechen.

Es waren ihre letzten Worte.

Mit einem glücklichen Lächeln auf dem Gesicht stieg sie in die

Säure…

***

Jane, der Rocker und ich hätten eine Ruhepause verdient gehabt, doch sie wollten wir uns nicht leisten. Auch für Jane kam sie nicht in Frage.

Auf meinen Vorschlag, sie nach Hause zu Lady Sarah Goldwyn zu fahren, hatte sie fast entrüstet geantwortet, und so waren wir drei zum Yard Building gefahren, wo die Kollegen von der Nachtschicht nicht schlecht staunten, als sie sahen, welchen Besuch ich mitgebracht hatte.

Jerry Granate hing noch immer in der Handfessel und war mit mir verbunden. Er machte einen erschöpften und gleichzeitig verbissenen Eindruck. Wie ein Mensch, der nicht weiß, was er jetzt unternehmen soll und deshalb starken Schwankungen ausgesetzt ist.

»Soll er in U-Haft?« wurde ich gefragt.

»Ja.«

»Okay, ich sage Bescheid.« Der Portier rief den entsprechenden Kollegen an, der uns bereits empfing, als wir den Fahrstuhl verließen.

»Haben Sie einen besonderen Wunsch, Mr. Sinclair?«

»Sicher. Ich möchte ein leerstehendes Büro zur Verfügung gestellt bekommen.«

»Geht klar.«

Der Raum war nüchtern eingerichtet. Da er keine Fenster besaß, erinnerte er an eine Zelle. Harte Stühle, ein Schreibtisch mit Lampe darauf, ein Telefon.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken bringen?«

Ich schaute Jane fragend an. »Mineralwasser.«

»Für ihn auch?« fragte der Kollege.

»Sicher.«

Als er zurückkam, hockte Jerry gefesselt auf dem Stuhl und sprach kein Wort. Verbissen schaute er dabei auf seine Oberschenkel.

Ich nickte ihm zu und schenkte aus der Literflasche einen Pappbecher mit dem kalten Wasser voll. Er musste den Becher zwischen beide Hände nehmen, um trinken zu können.

Jane und ich tranken ebenfalls. Es war der erste Schluck in dieser langen Nacht, und er tat verdammt gut.

Als ich den Becher zur Seite stellte, war er fast leer. Auch unser Gefangener hatte ihn geleert. Er zerdrückte ihn.

Bevor ich eine Frage stellen konnte, meldete sich der Rockerchef. »Ich will meinen Anwalt sprechen!«

Ich lächelte und deutete auf das Telefon. »Bitte, das Recht haben Sie.«

Diese Antwort hatte ihn so sehr überrascht, dass er nicht wusste, was

er machen sollte. Er blieb sitzen und starrte mich an. »Wollen Sie nicht?« fragte ich.

»Vielleicht später.«

»Das ist mir egal. Aber Sie wissen, dass wir Sie jetzt etwas fragen werden.«

Jerry drückte sich zurück. »Sicher.« Seine Haltung war ablehnend. Ich entnahm ihr, dass er sich uns gegenüber keinesfalls kooperativ zeigen wollte.

Deshalb schockte ich ihn zunächst und zählte sein Sündenregister auf:

»Bewaffneter Angriff auf einen Polizeibeamten, Anstiftung zum Totschlag, unrechtmäßiger Waffenbesitz, Bandenbildung…«

»Hör auf, Bulle!«

»Nervös?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich habe mich entschlossen, doch anzurufen. Stehen Sie immer noch dazu?« Er schaute mich lauernd an. Sein Haar war verklebt. Er selbst sah ziemlich geschafft aus.

Ich nickte. »Daran hat sich nichts geändert.« Da die Schnur lang genug war, trug ich den Apparat zu ihm und stellte ihn auf seine Oberschenkel.

So konnte er auch mit gefesselten Händen wählen.

Er schaute zu mir hoch. Da ich keine Anstalten traf, zur Seite zu gehen, drehte er sich um. Wahrscheinlich wollte er nicht, dass ich ihm beim Wählen zuschaute.

Auf der anderen Seite wurde abgehoben. Der Rocker meldete sich kurz mit Namen und zischelte dann in die Muschel. »Hol mich hier raus, verdammt! Ich sitze bei den Bullen im Yard. Es hat nichts geklappt. Hol mich hier raus, hast du gehört?«

Ich nahm ihm den Hörer ab. Er wollte nachgreifen, aber seine schweißnassen Handflächen rutschten am Kunststoff ab. »Hallo!« rief ich in den Hörer. »Wer ist da?«

Ich vernahm ein scharfes Atmen, das in einem knarrenden Lachen endete. Dann legte der Angerufene auf.

Tote Hose, also…

Ich stellte den Apparat wieder auf den Tisch und drehte Jerry auf seinem fahrbaren Stuhl herum.

»Mit wem haben Sie gesprochen?«

Er hob die Schultern.

»Mit wem?«

»Es war ein Freund.«

»Aber nicht Ihr Anwalt.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.« Er lachte mir kalt ins Gesicht.

»Was kümmert dich das, Bulle!«
»Ich hätte gern den Namen gewusst.«
»Der andere weiß Bescheid.«
Ich setzte mich wieder hinter den Schreibtisch und stellte die nächste Frage: »Was hattet ihr an der Stelle zu suchen, wo das alte Grab gelegen hat? Ihr hattet davon Kenntnis, sonst hättet ihr nicht gewusst, dass dort ein Skelett ohne Kopf gelegen hätte.«
»Hat es das?«
»Richtig.«
»Es war das Skelett eines Mannes«, erklärte Jane. »Als er noch lebte, hieß er Miles Banion. Sagt dir der Name etwas?« Der Rockerchef legte den Kopf zur Seite und schaute Jane starr an. Nur für einen Moment, dann änderte sich sein Gesichtsausdruck wieder, und er blickte verbissen zwischen Jane und mir hindurch.
»Sie kennen ihn!« sagte ich.
»Wen?«
Er wollte uns hinhalten. »Miles Banion!«
»Nie gehört.«
»Wir haben an deiner Reaktion erkannt, dass dir der Name etwas sagte. Streite es nicht ab!« Jane sprang heftig auf. »Was hast du mit Miles Banion zu tun?«
Sie sprach so heftig, dass der Rockerchef zusammenzuckte, als hätte er einen Hieb erhalten.
»Du willst mir da etwas einreden, Süße! Verdammt noch mal, du willst das, nicht wahr?«
»Ich brauche nur die Wahrheit!«
»Nie!« erklärte ich. »Niemals ist es die Wahrheit. Wen haben Sie angerufen?«
»Meinen Anwalt!« antwortete er patzig.
»Name?«
»Habe ich vergessen!«
Ich nickte. »Gut, dann werden auch wir einiges vergessen, Meister. Es wird keinerlei Kompromisse geben. Wir werden dich vor ein Gericht stellen, und dort wird dann aufgeräumt. Stück für Stück, verstehst du? Keine mildernden Umstände. Ich kenne einen Richter, der sich auf Rocker spezialisiert hat, und es gibt auch Staatsanwälte, die euch am liebsten für längere Zeit hinter Gittern sähen!«
Als er noch immer keine Reaktion zeigte, versuchte ich es mit einem anderen Trick. »Ich habe gesehen, wie sich deine Freundin bei Monkey wohlgefühlt hat. Die kam mir so vor, als hätte sie bereits mit dir abgeschlossen. Das ist schlecht.«
Er verengte die Augen, als ich meine Worte bei ihm wirken ließ. Dann ballte er trotz der Fesseln seine Hände zu harten Fäusten.
»Das gibt mindestens drei Jahre!« stieß Jane noch einmal in die

Kerbe.

»Wenn nicht noch mehr. Aber du hast ja einen guten Anwalt, Jerry, nicht wahr?«

»Hör auf!«

»Du kannst ihn anrufen!« schlug ich vor. »Vielleicht sagt er Monkey bescheid, dass er die Finger von deiner Freundin nehmen soll.«

»Sie wird nicht mit diesem Affen laufen!«

»Das sahen wir beide anders. Nicht wahr, John?« Ich nickte.

Der Rockerchef senkte den Kopf. Er schwitzte stark, und der Geruch wehte uns entgegen, so dass wir die Gesichter verzogen. Wir ließen ihm Zeit, in Ruhe nachzudenken.

Ich schenkte mir den zweiten Becher voll und zündete eine Zigarette an.

Den Rauch blies ich über die Schreibtischplatte. An ihren Rand quoll er zu wolkenartigen Gebilden in die Höhe.

»Na?« fragte ich leise.

Jerry Granate öffnete den Mund, überlegte noch einen Augenblick und fragte dann: »Gehe ich auch straffrei aus?«

Ich lachte ihn an. »Das kann ich dir nicht versprechen. Bis zum Richter habe ich es noch nicht gebracht.«

»Wie viel würde ich denn kriegen?«

»Weniger, Ich könnte einiges vergessen. Da wäre auch der Angriff auf mich, als wir in den Wagen steigen wollten. Allerdings verlange ich von dir ein gewisses Entgegenkommen.«

Er überlegte noch. Den zerknüllten Becher hatte er fallen lassen. Jetzt stampfte er ihn mit seinem rechten Absatz zu Brei. Diese Aktion war praktisch der Startschuss für seinen Kompromiss. »Okay!« sagte er rau.

»Okay, ihr habt gewonnen.«

»Bitte«, sagte ich sehr höflich und hielt ihm meine Zigarettenschachtel hin. Er nahm ein Stäbchen, bekam auch Feuer und ließ den Glimmstängel zwischen seinen Lippen.

Dann redete er. »Ich kenne Miles Banion. Ich habe ihn oft genug gesehen.«

»Den Toten?« fragte ich.

»Nein, den Lebenden.«

Jane und ich wechselten einen Blick. Das war in der Tat eine interessante Neuigkeit. »Wie ist das möglich?« fragte ich.

»Ich habe für Miles Banion gearbeitet und nicht nur ich, auch die anderen.«

Die Erklärung war stockend über seine Lippen gedrungen, als würde er sich schämen, alles zuzugeben.

»In welch einem Arbeitsverhältnis standen Sie?« erkundigte ich mich.

Er hob die Schultern. »Wir übernahmen Jobs.«

»Genauer.«

Für einen Moment schaute er zu Boden und presste hart die Lippen aufeinander. »Bestimmte Aufgaben eben, die sonst keiner übernehmen wollte.«

»Morde?« fragte Jane hastig.

»Nein!« Die Antwort klang fast entrüstet. »Die waren doch schon tot, verdammt!«

»Die Leichen der Selbstmörder!« flüsterte mir Jane zu. »Das ist es.«

Ich nickte. »Ihr habt also Tote weggeschafft.«

»Ja.«

»Wo habt ihr sie abgeholt, und wohin solltet ihr sie schaffen?«

»Das war verschieden«, erwiderte er. »Wir haben sie an alle möglichen Orte gebracht.«

»Zu einer bestimmten Stelle.«

»Sicher.«

»Wo lag die, wie hieß sie?«

Er blickte mich starr an. Bisher waren seine Antworten recht interessant für uns gewesen, nun sah die Sache anders aus. Jetzt musste er mit konkreten Angaben herausrücken.

»Wir warten!«

»Banion House!« klang es uns leise entgegen. »Zumeist am Banion House.«

»In London?«

»Ja.«

Ich ließ mich zurücksinken. Auch Jane entspannte sich. »Das ist die Spur«, sagte sie.

Da gab ich ihr recht.

Der Rockerchef drückte die Zigarette aus und schluckte einige Male.

»Ich habe alles gesagt.«

»Noch nicht«, hielt ich ihm entgegen. »Gab es Gründe für das Wegschaffen der Toten?«

»Es waren Selbstmörder«, murmelte er. »Sie hatten sich erschossen, erhängt oder erstochen. Sie alle gingen für ihn in den Tod. Für Miles Banion. Er ist faszinierend.«

»Dann hat er den gleichen Namen angenommen wie der Hexer!« stellte ich fest.

»Uns berichtete er von einer Nachkommenschaft. In seinen Adern fließt das Blut der Banions. Er hat uns auch das Grab öffnen lassen, und wir haben den Schädel gesehen. Als wir ihn Banion übergaben, erklärte er uns, dass er nun die Macht in den Händen hielte und er sie mit uns teilen würde. Es war der Besuch aus dem Grab. Er sollte zu einer Rache aus dem Grab werden. Wir sollten uns keine Sorgen machen, da wir von nun an unter Miles Banions Schutz stünden.«

»Er hat euch reingelegt.«

Jerry nickte. »Vielleicht, aber noch ist nicht aller Tage Abend. Ich

habe ihm oft gegenübergestanden. Er ist unheimlich. Von ihm geht etwas Zwingendes aus, das ich auch nicht erklären kann. Aber dieser Mann hat eine große Macht.«

»Die wir brechen können. Beschreibe uns den Weg zum Haus.«

»Es liegt am westlichen Stadtrand von London. Noch hinter West Kensington. Heathrow ist auch nicht allzu weit weg. Das Haus steht zwar in einem bewohnten Gebiet, aber dort sieht es ländlich aus, so dass es einsam wirkt. Miles Banion hat früher darin gewohnt, und seine Kraft befindet sich im Schädel.«

»Der Schädel steht wo?«

»Im Haus.«

Ich hatte genug gehört, war allerdings sauer, dass Miles Banion durch den Anruf gewarnt worden war. Deshalb mussten wir meiner Ansicht nach rasch handeln.

Ich griff zum Hörer und wählte eine zweistellige Nummer. Von Jerry wurde ich misstrauisch beobachtet. Ich sagte nicht viel, als er aber die Worte »Ihr könnt ihn abholen«, hörte, sprang er plötzlich hoch.

»Reingelegt habt ihr mich!« schrie er. »Ich habe euch alles erzählt, und jetzt kommt das dicke Ende.«

Ich starrte ihn an, schüttelte den Kopf und lächelte dabei. »Glaubst du denn, ich hätte dich laufenlassen.«

»Du hast es versprochen, Bulle.«

»Nein, ich habe nur von einer eventuellen Strafmilderung gesprochen. Dabei bleibe ich auch.«

Er holte tief Luft. Bevor er sich seine Antwort überlegt hatte, stießen zwei kräftige Beamte die Tür auf, die den Rockerchef in die Mitte nahmen und abführten.

An der Tür drehte er sich noch einmal um und bedachte uns mit wilden Blicken.

Jane und ich blieben zurück.

»Das war mehr, als wir erwarten konnten«, sagte die ehemalige Hexe und lachte.

»Stimmt.«

»Willst du ihn dir holen?«

»Du nicht?«

»Doch, aber ich habe einen bestimmten Plan, der besser ist als deiner, denn du sitzt schon auf dem Sprung.«

»Las hören.«

Jane Collins ließ sich Zeit und schenkte zunächst einmal Wasser nach.

Sie trank langsam, verzog das Gesicht, weil das Zeug inzwischen zu warm war, und meinte: »Wir sollten jetzt auf keinen Fall zu Banion House fahren.«

»Wann denn?«

»Möglicherweise in einigen Tagen.«
»Das ist unmöglich.«
»Bestimmt nicht. Ich gehe von folgender Problematik aus. Irgendwann müssen diese Selbstmörder einmal Kontakt mit dem Hexer bekommen haben. Wie das vor sich gegangen ist, weiß ich nicht, aber der Rocker wird mir sicherlich einiges darüber sagen können. Und wenn ich es weiß, nehme ich Kontakt mit Miles Banion auf.«
»Und dann?«
»Werde ich eine von den Personen spielen, die sich in seine Fänge begibt.«
»Weißt du eigentlich, wie gefährlich das ist?«
»Ein bisschen schon. Hast du einen besseren Vorschlag?«
»Wir könnten hingehen und ihm auf die Bude rücken. Ich würde ihn mir schon vorknöpfen.«
»Banion ist gewarnt worden, vergaß das nicht. Wenn aber einige Tage Ruhe herrschen, fühlt er sich bestimmt sicher. Und ob er mich kennt, ist fraglich.«
»Jane, du hast einen Ruf«, widersprach ich. »In gewissen Kreisen kennt man dich verdammt gut. Wenn Miles Banion ein Hexer war und sein Nachfolger einer ist, wird er sich auch auf dem Gebiet der Hexenmagie auskennen. Er wird die Namen von Personen wissen…«
»Das ist doch nicht tragisch.«
Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, Jane, aber jetzt verstehe ich dich wirklich nicht.«
»Ich werde bei ihm mit der Tür ins Haus fallen und mich sogar als ehemalige Hexe zu erkennen geben, die einen Ruf erhalten hat.«
»Welchen Ruf?«
»Aus dem Jenseits«, erklärte sie mir mit leiser Stimme. »Ich habe den Ruf meiner ehemaligen Herrin erhalten, zu ihr zu kommen. Das wäre doch was, oder nicht?«
Ich strich über meine Stirn. Natürlich, der Plan war gut, aber er erschien mir zu gefährlich. »Du begibst dich auf ein lebensgefährliches Pflaster, Jane.«
»Ich weiß. Du aber solltest dafür Sorge tragen, dass ich nicht ausrutsche. Als hemmender Sand im Rücken.«
»Ich weiß nicht.«
Jane Collins redete auf mich ein. Ich rauchte noch eine Zigarette, hörte ihr zu, hatte Gegenargumente, die sie jedoch nicht gelten ließ, weil sie ihren Kopf durchsetzen wollte.
»Sag ja, John.«
Ich hob die Schultern.
»Okay?« fragte sie und stand lächelnd vor mir.
»Du würdest es sowieso auf eigene Faust versuchen, oder?«

»Ja.«
»Dann meinetwegen.«
Jane freute sich derart, dass sie ihre Handflächen gegeneinander rieb.
»So«, sagte sie. »Jetzt brauche ich nur noch mit Jerry Granate zu reden, um Einzelheiten zu erfahren. Dann mache ich den Hexer an.«
Ich blieb mit einem Kloß im Magen zurück. Janes Vorschlag war zwar gut, aber er gefiel mir überhaupt nicht. Dieser Hexer Miles Banion durfte nicht unterschätzt werden. Er hatte schon zahlreiche Menschen in den Tod getrieben. Weshalb sollte er bei Jane Collins eine Ausnahme machen…?

***

Und wieder huschte der Schatten eines Mannes durch die Nacht.
Es war der Hexer!
Er wusste Bescheid, man hatte ihn angerufen und gewarnt. Jetzt war er auf dem Weg, um in sein Haus zu gehen und nachzuschauen, ob alles nach Plan gelaufen war.
Miles Banion fing es geschickt an. Er hielt sich stets in Deckung. Die anderen Menschen sah er, sie entdeckten ihn aber nicht. Auch nicht die beiden Männer, die angeheitert am Straßenrand standen und aus noch fast vollen Whiskyflaschen tranken.
Hinter ihrem Rücken huschte er vorbei, nahm kleine. Seitenstraßen, ging an Hecken und langen Buschreihen vorbei und stand sehr bald dort, wo er hingewollt hatte. Hinter dem Haus.
Noch immer lag dort der Körper des Erhängten. Die Rocker hatten ihn nicht wegschaffen können. Miles Banion warf dem auf dem Rücken liegenden Toten einen fast bedauernden Blick zu und ging weiter, bis er die schmale Tür an der Rückseite erreichte.
Auch für sie besaß er den passenden Schlüssel. Er klaubte ihn aus der Hosentasche hervor und öffnete.
So gut wie lautlos schlich er in den kühleren Flur, wo er sich in der Dunkelheit vorkam wie von schwarzer Watte eingepackt. Auf seinem Gesicht kühlte der Schweiß allmählich ab. Wenn er atmete, dann nur sehr flach, und auf der Treppe wartete er mit angehaltenem Atem ab.
Es tat sich nichts.
In dem Haus herrschte eine wie immer gespenstische Stille, die für den Mann normal war, vor der sich die Besucher allerdings fürchteten.
Er ging die Treppe hoch.
Durch ein Flurfenster sickerte das etwas hellere Nachtlicht. Es verlief sich allerdings sehr bald und erreichte nicht einmal die unterste Stufe, geschweige das Ende der Treppe, über die Miles Banion nach oben schritt.
Er war nur zu hören.
Jeder seiner Schritte hinterließ auf den Stufen einen dumpfen Laut.

Und so verfolgte er selbst seinen Weg zur ersten Etage, wo er Gladys Morton finden würde, wenn sie seinem Befehl nachgekommen war.

Niemand hatte sich bisher geweigert. Die Sucht, mit den Verstorbenen zu sprechen, war bei allen ungewöhnlich groß, auch Gladys Morton hatte keine Ausnahme gemacht.

Die Treppe hatte Miles Banion hinter sich gelassen. Jetzt ging er durch den Gang auf das Zimmer zu, das als Bad diente. Die Tür war nicht verschlossen. Durch einen schmalen Spalt fiel der warme Lichtschein der noch brennenden Kerze, die mit dem Blut des Nachkommen getränkt worden war.

Das hatte er opfern müssen, um seinem großen Ahnherrn die Referenz zu erweisen.

Er drückte mit dem Handballen die Tür auf.

Sofort trat er in das flackernde Kerzenlicht, das ein Figurenspiel aus Licht und Schatten an die Wände gemalt hatte und auch in die Wolken eindrang, die aus der Wanne stiegen.

Es war ein widerlich riechender, ätzender Qualm, der sich auf die Atemwege legte.

Der Henker wandte sich nach rechts. Den Schädel hatte er von der Fensterbank genommen und hielt ihn in der Hand. Zusammen mit der auf ihm stehenden Kerze bewegte er ihn tiefer, so dass er besser in die mit Säure gefüllte Wanne hineinschauen konnte.

Er sah die Säure, die sich in der Farbe ein wenig verändert hatte. Sie war dunkler geworden.

Über die Oberfläche huschte der zuckende Kerzenschein. Er riss auch die von Stofffetzen umgebenden Gebeines eines Menschen hervor, der in der Säure schwamm.

Mehr war von Gladys Morton nicht übriggeblieben…

***

Auch zwei Tage nach unserem Entschluss lief ich noch mit einem Gesicht herum, das für meine Freunde und Kollegen zum Abgewöhnen war. Ich hatte Suko natürlich von unserem Plan berichtet, und er hatte sich auf Janes Seite gestellt.

»Aber es ist nichts passiert«, sagte ich am späten Mittag des zweiten Tages.

»Gut Ding braucht Weile. Dann kann alles noch kommen, John.«

Ich winkte ab. »Hör auf, Suko. Ich habe eher den Eindruck, dass dieser Miles Banion seine Sachen gepackt hat.«

»Das glaube ich nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Mein Gefühl sagt es mir.«

Ich stand auf und wanderte durch das Zimmer. »Dein Gefühl. Dafür kann ich mir nichts kaufen.«

»Du denkst doch sonst anders, John. Wie oft hast du dich auf deine Gefühle verlassen?«

»Ja, dann waren es auch meine.« Ich klemmte mich wieder auf den Stuhl. »Wenn ich darüber nachdenke, dass ich Jane die Frist eingeräumt habe und sie noch nichts von sich hat hören lassen, wird mir ganz anders, verdammt.«

»Soll ich Kaffee bringen?« Glenda Perkins, wegen der Hitze in Shorts und dünnem bunten T-Shirt gekleidet, stand an der Tür.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist mir zu heiß.«

»Okay.«

Wieder schaute ich auf die Uhr. Der Mittag war längst vorbei, und meine Chancen sanken allmählich. Mir blieb noch die Hoffnung auf den Nachmittag. Auch dort erfüllte sie sich nicht.

Gegen 17.00 Uhr fuhr ich nach Hause. Im Wagen staute sich die Hitze.

Hunger hatte ich keinen. Deshalb lehnte ich auch Shaos Einladung zum Abendessen ab.

Unter die Dusche ging ich trotzdem und nahm das Telefon mit. Aber auch da läutete es nicht.

Während zahlreiche Menschen darangingen, den Abend im Freien zu genießen, tigerte ich in meiner Wohnung auf und ab und wartete auf Janes Anruf.

Der kam auch.

Ich hielt den Hörer kaum in der Hand, als ich ihre Stimme hörte. Sie klang so fröhlich, was mich noch zusätzlich ärgerte. »Verdammt, Jane, weißt du, was ich durchmache?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Toll, aber du lebst. Ist immerhin etwas.«

»Und ich habe etwas erreicht.«

»Was?«

»Ich war zweimal bei ihm, und ich glaube, sein Vertrauen zu haben. Am heutigen Abend wird er mich empfangen und zu dem Haus führen, wo ich meine Todessehnsucht stillen kann.«

»Zu Banion House also?«

»Das siehst so aus, John.«

Ich atmete tief durch. »Das ist natürlich die Chance«, sagte ich. »Da kann ich zupacken.«

»Aber übertreibe nichts.«

»Nein, nein. Kannst du mir eine Uhrzeit nennen?«

»Tut mir leid. Ich habe erst bei ihm eine Sitzung. Dann wird er mich zum Haus schicken.«

»Und er geht selbst nicht mit?«

»Ich weiß es nicht, John.«

»Okay.« Ich nickte, obwohl sie es nicht sah. »Wie dem auch sei, ich

werde auf dich oder euch in der Nähe des Hauses warten. Die Adresse vergesse ich nie mehr.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Bis später, John. Wir schaukeln das schon.«

Bevor ich ihr noch etwas sagen konnte, hatte sie den Hörer wieder aufgelegt.

Beruhigter war ich trotz des Anrufs nicht geworden. Hoffentlich nahm Jane das nicht alles zu sehr auf die leichte Schulter. Ihre Stimme hatte mir einfach zu siegessicher geklungen. Oft genug kam das dicke Ende dann nach…

***

Jane Collins schaute auf das rechte Schild neben der Haustür an der alten Stuckfassade.

Miles Banion - Ratgeber und Tiefenpsychologe Wer sich so betitelte, musste es eigentlich nötig haben, und Jane Collins konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Um den Tiefenpsychologen besuchen zu können, musste man klingeln.

Jane tat es. Die dunkel gebeizte Tür des alten Hauses konnte während des Summtons aufgedrückt werden, und Jane betrat den herrlich kühlen Fliesenflur des Hauses.

Er war auch ziemlich breit und halbhoch gekachelt. Die breiten Stufen der Steintreppe brauchte sie nicht zu benutzen, Miles Banion wohnte im Erdgeschoß.

Die ehemalige Hexe kannte das Ritual bereits. Sie musste vor der Tür stehenbleiben. Durch das Guckloch wurde sie gemustert, und erst als Banion sich sicher fühlte, öffnete er.

So wie jetzt.

Jane konnte die Wohnung betreten, in der Banion auch gleichzeitig seine Praxis untergebracht hatte. Ein Zimmer mit einer Couch, einem Schreibtisch und drei gepolsterten Stühlen.

Es lag in der rechteckigen Diele gleich rechts neben der Eingangstür.

»Ich heiße Sie sehr willkommen, Jane.« Der bärtige Mann mit den geheimnisvollen Augen reichte ihr die Hand. »Heute wird sich ja alles entscheiden. Kommen Sie, die Couch ist schon für Sie vorbereitet, meine Liebe.«

»Danke.« Jane nickte ihm zu.

Galant hielt ihr Banion die Tür auf. Er wusste schließlich, was sich gehörte.

Jane trat in das Sprechzimmer.

Es sah längst nicht so steril aus, wie man es möglicherweise hätte vermuten können. Irgendwie roch es muffig. Vielleicht lag es auch an der alten Goldstreifentapete und an den immer vorgezogenen, lichtundurchlässigen Gardinen.

Jane kannte den Weg. Der andere ließ sie vorgehen, Als die Detektivin ihm den Rücken zudrehte, spürte sie den zweiten Schauer auf der Haut.

Sie mochte es nicht, wenn sich der Kerl hinter ihr befand, aber das war nun nicht mehr zu ändern.

Wie immer nahm Jane Collins auf der Couch nun Platz. Wie ein schüchternes Mädchen hatte sie sich auf den Rand gesetzt, und wie immer schloss der Tiefenpsychologe beinahe lautlos die Tür.

»So, meine Liebe, jetzt sind wir unter uns. Diese Sitzung ist die wichtigste von allen.«

»Ja, ich weiß.«

»Ziehen Sie bitte Ihre Schuhe aus.«

Auch dieses Ritual kannte Jane. Sie streifte die flachhackigen Slipper ab und ließ sich nach hinten fallen. Jeder Kunde bekam ein Kissen für den Hinterkopf.

Es war klein, quadratisch und mit einem weißen Stoff überzogen. Eine körnige Füllung verstopfte sein Inneres.

Neben der Couch blieb Miles Banion stehen. Er wirkte auf Jane groß, fast riesig. Sein Gesicht kam ihr wie ein Gemälde vor, weil es vom schwarzen Bart eingerahmt wurde.

»Du bist vorbereitet?« erkundigte er sich mit seiner leisen, akzentuierten und vertrauenerweckenden Stimme.

»Das bin ich.«

»Heute wirst du nach der großen Prüfung das Haus betreten dürfen. Dann führt dich der Weg direkt zu ihr.«

Jane lächelte. »Ich freue mich darauf.«

Die Augen des Mannes vergrößerten sich. »Ich ebenfalls«, antwortete er mit tiefer Stimme, bevor er sich umdrehte und an seinen Schreibtisch trat, wo er eine Schublade aufzog.

Dort holte er etwas hervor. Jane konnte es nicht sehen, auch als sie zur Seite schielte, nur als Banion wieder neben der Couch stand und seine Faust öffnete, erkannte Jane den Gegenstand, der nach unten gefallen war, aber von einem schmalen dunklen Band gehalten wurde.

Es war ein Pendel!

Daran wäre nichts Außergewöhnliches gewesen. Jane Collins kannte zahlreiche Pendel, aber dieses war trotzdem etwas Besonderes. Das Pendel besaß einen herzförmigen Umriss.

»Siehst du es?« fragte Miles Banion.

»Natürlich.«

Banion lächelte, wobei seine Augen funkelten. Er schaltete das Licht der kleinen Tischlampe ein, so dass sein Behandlungszimmer in einen weichen und dunklen Schein gehüllt wurde.

»Ein Herz!« hauchte er. »Ja, es ist ein Herz.« Er hielt es gegen das Licht. »Ich liebe es, denn es gibt mir auch die Kraft weiterzumachen.

Weißt du, wem das Herz einmal gehört hat oder in wessen Brust es schlug. Weißt du das, Jane?«

»Nein…«

»Es ist das Herz des Hexers gewesen. Ja, meines Urahnen. Und ich habe es erhalten. Ich allein bin dafür verantwortlich. Ich habe Miles Banions Herz übernommen, ich, der ebenfalls Miles Banion heißt. Du siehst, Jane Collins, bei mir befindest du dich in besonderen Händen.«

»Deshalb bin ich gekommen.«

Banion holte sich einen Stuhl heran und baute ihn neben dem Bett auf.

»Es war auch dein Gewissen, das dich hergetrieben haben muss. Glaube es mir. Du hast mit einem Leben abschließen wollen, das dich sehr geprägt hat. So etwas geht nicht so leicht. Das kann man nicht einfach wegschleudern. Das Leben hat dich gezeichnet. Du hast auf einer Seite gestanden, die von den Menschen nicht akzeptiert werden kann. Sie wollen es nicht glauben, sie hassen so etwas, oder sie fürchten sich davor. Aber dein Gewissen hat sich gemeldet, nicht wahr?«

»Ja.«

»Verspürst du Sehnsucht?«

»Auch.«

»Das reicht mir nicht«, flüsterte Miles Banion. »Ich meine damit die echte Sehnsucht deiner ehemaligen Herrin und Freundin Wikka.«

»Ich will sie sehen.«

Miles Banion schüttelte den Kopf. »Das reicht nicht, was du mir da gesagt hast. Nein, es reicht nicht aus. Deine gesamte Seele muss von dieser Sehnsucht erfüllt sein, sonst hat es keinen Sinn. Du mußt es dir wünschen wie nichts zuvor.«

Er schwieg und schaute Jane Collins direkt an.

Sie wich seinem Blick nicht aus. Das konnte sie gar nicht, die Augen des Mannes waren auf sie gerichtet. Wieder einmal musste Jane Collins zugeben, dass von Miles Banion etwas Zwingendes ausging. Er konnte anderen Menschen seinen Stempel aufdrücken. Er brauchte nicht viele Worte, er handelte.

Und Jane bekam so etwas wie Furcht. Eine gewisse Angst vor der eigenen Courage stieg in ihr hoch, so dass sie sich fragte, ob sie sich nicht zuviel vorgenommen hatte.

»Heute noch wird es soweit sein«, sagte Banion. »Du kannst den alles entscheidenden Schritt gehen, um wieder mit ihr zusammen zu sein. Zuvor jedoch muss ich dich auf das Ereignis vorbereiten. Erst wenn du soweit bist, hast du die Chance, sie zu sehen.«

»Ich warte.«

»Das ist gut. Es ist immer gut, wenn sich ein Mensch mir anvertraut. So war es damals schon bei meinem Ahnherrn. Auch zu ihn sind die

Menschen gekommen, um das zu erleben, was man heute Reinkarnation nennt, Wiedergeburt also. Hier wird es nicht anders sein. Ich habe sein Erbe übernommen, sein Schädel und sein Herz haben mir die Kraft gegeben. Das Herz kennst du, den Schädel aber wirst du kennenlernen. Er zeigte dir den Weg in das Glück.«

»Sterbe ich?« fragte Jane mit leiser Stimme und bekam mit, dass der Hexer fast vorwurfsvoll den Kopf schüttelte.

»Ich mag das Wort sterben nicht. Es ist auch nicht der endgültige Tod, sondern ein Übergang in eine andere Welt, eine neue Welt, in ein neues Erwachen, in ein anderes Leben.«

»Das ich mit Wikka führen soll?«

Er nickte und ließ gleichzeitig das Pendel schwingen. »Ja, das kann durchaus sein. Sie wird dich an der Schwelle zur anderen Welt erwarten und dich in ihre schützenden Arme nehmen wollen. Du mußt dich ihr öffnen, Jane Collins.«

»Ich warte darauf.«

»Das habe ich auch von dir erwartet. Ein jeder, der zu mir kommt und Rat sucht, wartet auf irgend etwas. Auf das neue Leben, auf die Wiedergeburt, denn das alte Leben, das oft nur aus Selbstzweifeln und Hoffnungslosigkeit besteht, taugte nichts mehr. Man kann nicht mit der Depression leben, man braucht ein Ziel. Das aber haben die meisten Menschen nicht, weil sie sich von der Religion verlassen fühlen. Sie sehen keine Antworten mehr auf ihre Fragen.« Banion tippte mit dem Zeigefinger vor seine Brust. »Aber bei mir bekommen sie die Antworten. Wer kann ihnen schon ein zweites Leben bieten?«

»Ich kenne sonst niemanden!« hauchte Jane. »Aber ich möchte mein schlechtes Gewissen loswerden.«

»Da brauchst du keine Sorge zu haben. Du mußt dich nur voll und ganz auf mich konzentrieren. Bist du dazu bereit?«

»Das bin ich.«

»Dann schau her!«

Drei Worte hatte er gesprochen. Flüsternd und zischelnd und dabei das Pendel bewegt. Auf einmal begann es zu schwingen. Es waren lässige Bewegungen, nicht sehr schnell und gut zu verfolgen.

Jane kannte sich in der Pendelmagie aus. Sie wusste auch, was jetzt folgen würde. Hinter der halb erhobenen Hand des Mannes sah sie dessen Gesicht. Besonders fielen die Augen auf. Dieser Blick war nach innen gekehrt. Er glänzte wie schimmerndes Wasser, und die Lippen lagen fest aufeinander.

Das Pendel aber schwang.

Lässig, leicht, von einer gewissen Kraft getrieben. Es übte - und dagegen konnte sich Jane Collins nicht wehren - eine gewisse Faszination auf sie aus.

Ebenso wie Miles Banions Augen. Pendel und Augen schienen eins zu

werden. Sie gingen ineinander über, verschmolzen, so dass sich Jane jetzt auf die Stimme konzentrieren konnte.

»Ich frage dich, Jane Collins, bist du aus freiem Willen zu mir, deinem Meister gekommen?«

»Das bin ich.«

»Und hast du ein schlechtes Gewissen der gegenüber gespürt, der du Abbitte leisten willst?«

»Das habe ich.«

Die nächste Frage stellte Banion noch nicht. Statt dessen konzentrierte er sich auf die Schwingung des Pendels. Dabei sah er auch, dass das herzförmige Teil plötzlich glühte…

Er hatte dem alten Hexer das Herz genommen, er hatte gewusst, dass dieser Mensch etwas Besonderes gewesen war. Man könnte ihn töten, aber nicht vernichten.

Und sein Herz steckte voller Magie. Der Schädel und das Herz brachten es.

»Du willst Wikka sehen, Jane Collins?«

»Ich möchte es.«

»Aber du hast dem Hexendasein abgeschworen, nicht wahr?«

»Nur äußerlich. Ich erlebte die Sehnsucht in meinem Innern. Sie brannte mich fast leer. Ich habe immer an sie denken müssen. Ich tat Wikka unrecht, und ich will Abbitte leisten…«

»Du brauchst nicht nur Abbitte zu leisten, Jane, du wirst sie sehen. Ihr gegenüberstehen. Möchtest du das?«

»Ja.«

»Dann schau auf das Pendel!«

Jane, die auf dem Rücken lag, wechselte die Blickrichtung. Sie konzentrierte sich auf das herzförmige Pendel, das nahezu provozierend langsam von einer Seite auf die andere schwang.

Und sie spürte auch, dass dieses Pendel Macht besaß. Da war etwas, das sie nicht erklären konnte. Es versuchte allerdings, die Kontrolle über sie zu bekommen. Es drang in sie ein wie ein gefährliches Gift, und Jane, die mit dem festen Vorsatz gekommen war, sich nicht einwickeln zu lassen, musste zugeben, dass dieser Vorsatz immer mehr aufweichte und allmählich dahinschmolz.

Sie konnte nicht mehr widerstehen.

Jane kam sich vor, als wäre sie in eine andere Welt geschoben worden.

Zwar lag sie noch auf der Couch des angeblichen Psychologen, doch sie hatte mehr das Gefühl, unter der Decke zu schweben. Der Blickwinkel hatte sich verändert. Sie nahm die Dinge jetzt aus einer anderen Perspektive wahr und nicht mehr so sehr als Unbeteiligte.

Dass dies gefährlich war, wusste sie zwar, doch sie kam dagegen nicht an. Wehren konnte sie sich nicht. »Und so wirst du dann die

große Meisterin der Hexenkunst sehen, erkennen und lieben können«, sagte Miles Banion. »Wikka wird auf dich warten. Ich weiß es.«

»Siehst du sie?« fragte Jane. »Ja, natürlich. Sie befindet sich nur auf einer anderen Ebene und hat schon auf dich gewartet. Auch sie will ein zweites Leben anfangen, traut sich aber nicht so recht, weil es Dinge gibt, die sie daran hindern. Erst durch dich, Jane, kann und wird sich das ändern. Deshalb frage ich dich noch einmal. Bist du bereit?«

»Ja, ich bin es.« Jane Collins hatte wie ein Automat gesprochen, mit einer kratzigen und dumpfen Stimme.

»Wirst du dein Leben hingeben, um Wikka zu sehen?«

»Das werde ich.«

»Es ist kein endgültiger Tod, Jane Collins. Du wirst irgendwann wiedergeboren werden, aber bis dahin kann Zeit vergehen. So lange bist du mit Wikka zusammen. Sie wartet auf dich in der anderen Ebene. Du mußt nur die Schwelle überschreiten.«

»Was soll ich tun?«

»Es ist nicht einfach«, sagte der Hexer, der auch weiterhin das Pendel schwingen ließ. »Du mußt schon den Entschluss fassen, aus dem Leben scheiden zu wollen.«

Er hatte damit einen entscheidenden Satz gesprochen. Jetzt kam es darauf an, wie seine Patienten reagierte. Lief diese Reaktion in eine von ihm gewünschte Richtung, so machte er weiter bis zum bitteren Ende.

»Hast du es gehört?«

Janes Lippen zuckten. Auch der Blick ihrer Augen hatte sich verändert.

Er war nach innen gedreht, als wollte sie in ihre Seele hineinschauen und dort einiges ausloten.

»Du mußt jetzt auf mich hören, denn ich bin der Mittler. Ich spreche hier über das Herz des Hexers zu dir. Des ersten, des alten, des echten Hexers. Später wirst du es nicht sehen, dann wird dich Miles Banions Schädel in seinen Bann ziehen und dir die entsprechenden Befehle übermitteln. Noch aber mußt du auf das Herz achtgeben. Es schlägt nicht mehr, doch es steckt voller Kraft. Meine Kraft, die ich durch das Herz übermitteln werde.«

»Was soll ich denn tun?« Jane stellte die Frage mit leiser Stimme. Auf ihrer Stirn schimmerten kleine Schweißperlen. Lippen und Mundwinkel zuckten, sie wartete auf die alles entscheidende Antwort, die sie auch bekam.

»Du sollst nichts weiter als dir selbst das Leben nehmen, wenn der Schädel es befiehlt!«

Es war ein sehr wichtiger Satz, den der Mann dort ausgesprochen hatte.

Jane hatte ihn auch verstanden. Sie dachte über ihn nach, wusste selbst, dass die etwas Entscheidendes und Einschneidendes bedeuteten, aber sie wagte nicht, irgend etwas dagegen zu sagen.

Nur warten konnte sie…

»Hast du sie nicht gehört?« erkundigte sich der Nachfolger des Hexers.

»Soll ich sie noch einmal wiederholen?« Er drückte seinen Kopf vor.

Jane sah in sein Gesicht, und es erinnerte sie an einen großen Ballon mit bleicher Außenhaut, auf die zwei dunkle, sich bewegende Flecken gemalt waren, die Augen.

»Ich… ich weiß schon Bescheid.«

»Das ist gut.« Er lächelte. »Aber ich warte noch immer auf deine Antwort.«

»Es… es ist so schwer«, erwiderte Jane.

»Nein, nicht für den, der unbedingt das Verlangen hat, diejenigen Personen zu sehen, die er liebte. Du hast Wikka doch sicherlich geliebt. Oder täusche ich mich da?«

»Nein, ich liebte sie.«

»Das wusste ich doch. Aus diesem Grunde habe ich dir das Angebot auch gemacht. Ich spürte sofort, dass du zu Wikka ein besonderes Verhältnis gehabt hast, das auch über das Grab hinweg noch bestehen wird. Du wirst dich sicherlich mit Selbstvorwürfen gequält haben, aber das ist nun vorbei.« Er räusperte sich, seine Stimme wurde klarer. »Schau nur auf das Pendel. Es ist das Herz des Hexers, das Herz der Wahrheit und gleichzeitig ein Wegweiser zu deiner ach so geliebten Wikka. Wenn dir das alles klar ist, gib mir die Antwort. Willst du oder willst du nicht?«

»Was wird denn geschehen?«

»Das weiß niemand. Auch mir ist es nicht vergönnt, in das Jenseits zu schauen. Ich weiß aber, dass diejenigen Toten, die von den Lebenden gerufen werden, sie mit offenen Armen empfangen. Sie freuen sich auf sie. Die Toten werden nicht ruhen und rasten, bis die Menschen bei ihnen sind. Es wird ein großer Jubel ausbrechen. Du wirst den Tod als Erlösung empfinden, denn er öffnet dir die Augen, und du erlebst deine Reinkarnation als großes Wunder.« Jane hatte die Worte verstanden. »Na?«

»Bitte!« flüsterte sie. »Ich… ich habe nicht gewusst, dass es so schwer sein wird.«

»Aber es ist nicht schwer, Jane. Du mußt dich nur auf mich und das Pendel verlassen. Wenn du dem Herz des Hexers vertraust, hast du schon so gut wie gewonnen. Das ist der erste, gewaltige, große Schritt. Bis zum zweiten, dem Endgültigen, ist es nur mehr ein kleiner Sprung. Entscheide dich endlich. Du mußt wissen, wie groß deine Sehnsucht ist, Wikka wiederzusehen.«

»Sehr groß!«

»Dann stimme mir zu!«

»Ja!« brach es plötzlich aus Jane Collins hervor, und dabei warf sie sich von einer Seite auf die andere. »Ja, ich werde und will es so machen. Kein Weg führt daran vorbei.«

»Ich darf dir dazu gratulieren. Du bist nicht die erste Person, die diesen Weg gehen will. Einige vor dir sind ihn schon gegangen, und sie haben erlebt, wie es sein wird, wenn man in das Reich der Toten hineinsteigt und von seinen Freunden empfangen wird. Es ist wunderschön, das kann ich dir nur versprechen.«

»Gib mir die Kraft!« hauchte Jane.

»Du hast sie schon. Schau auf das Pendel. Blicke nur dorthin. Es ist das Herz des Hexers, prall gefüllt mit der großen Wahrheit. Was ich dir jetzt sagen werde, bleibt ewig haften. Es brennt sich in deine Seele ein. Ich beschreibe dir den Weg, den du gehen mußt. Das Haus wartet auf dich und auch der Schädel.«

»Ich muss ihn gehen«, sagte Jane tonlos.

»Das will ich auch gemeint haben.« Sie hörte das Lachen des Hexers und schaute auf das Herz. Er bewegte den Mund. Die folgenden Worte drangen leise, aber deutlich hörbar über die im Bartgestrüpp kaum zu erkennenden Lippen.

Auch Jane verstand sie, und sie ließ sich durch die Sätze faszinieren. Es schien, als hätte sie all das vergessen, was sie sich in den letzten Monaten vorgenommen hatte.

Die ehemalige Hexe geriet wieder in den Bann der Schwarzen Magie…

***

Eigentlich hatte ich ja allein zu diesem Haus fahren wollen, aber da gab es plötzlich jemand, der mir einen Strich durch die Rechnung machte.

Dieser Jemand war schon 70, eine Frau und hatte ein besonderes Hobby. Geisterjagd, Okkultismus, Dämonologie und alles, was mit diesen Gebieten in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Die Frau hieß Sarah Goldwyn!

Sie war zu mir in die Wohnung gekommen, als ich sie soeben verlassen wollte.

Als wäre sie bei mir zu Hause, kam sie herein und stellte mich im Flur zur Rede.

»Was hast du mit Jane Collins gemacht, mein Junge?« Die Horror-Oma sagte immer mein Junge zu mir. Sie schaute durch ihre Brille, die an einer Kette hing, und die Augen funkelten in einem nahezu wilden Feuer, denn Sarah Goldwyn hatte Jane in ihr Herz geschlossen. Wenn der Detektivin etwas passierte, würde sie ausflippen.

»Ich habe nichts mit ihr gemacht.«

Sie stieß mir einen Zeigefinger gegen die Brust. »Du willst mich belügen, John.«

»Nein, das will ich nicht. Ich weiß wirklich nicht, was das soll.«

»Jane ist gefahren. Sie war in den letzten beiden Tagen sehr komisch, so anders. Ich habe sie oft genug gefragt, aber keine Antwort bekommen.« Lady Sarah sprach schnell, damit ich nicht zu Wort kam. »Schließlich war sie soweit. Sie hat mir berichtet, dass es mit dir zusammenhängt. Sie wollte dir helfen. Wobei, John?«

»Es geht da um einen bestimmten Mann.«

»Das ist schön. Wie heißt er denn?«

Ich konnte Sarah Goldwyn kein X für ein U vormachen. Wenn sie sich einmal auf etwas eingeschossen hatte, war sie einfach nicht mehr zu bremsen. »Er heißt Miles Banion.«

»Hm.« Ihre Brille rutschte von der Nase, fiel nach unten, wurde aber von der Kette aufgefangen. »Miles Banion«, wiederholte sie. »Den Namen habe ich schon einmal gehört.«

»Er nennt sich Psychologe.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Nein, das ist die falsche Schiene, John«, erklärte sie ihm. »Die völlig falsche Schiene. Ich habe da etwas anderes im Kopf.«

»Und was?«

Sie schnickte mit den Fingern. »Der Mann ist tot. Ja, es gibt keinen lebenden Miles Banion mehr.«

»Wieso?«

»Das war doch ein Hexer, der vor Jahren mal in London gewohnt hat. Ich hätte ihn sogar noch kennen können. Dabei habe ich nur von ihm gehört. Er wurde damals umgebracht, wenn mich nicht alles täuscht. Du siehst, mein Junge, ich habe ein noch gutes Gedächtnis.«

»Das finde ich toll, aber hier irrst du dich. Dein Banion und mein Banion sind nicht identisch, obwohl sie in einem unmittelbaren Verhältnis zueinander stehen.«

»Wieso das?«

Ich schaute auf die Uhr. »Tut mir leid, Sarah, aber ich muss weg!«

»Gern. Du besitzt zwar kein eigenes Auto mehr, aber auch in einem Leihwagen ist Platz für zwei.«

»Du kannst doch nicht…«

»Ich kann, John!«

Wir schauten uns an. Es gibt immer wieder Menschen, die eine gewisse Macht über andere ausüben. Gegen Magier und Schwarzblütler konnte ich mich wehren, die bekommen mich nicht oder kaum unter ihre geistige Kontrolle. Anders ist es bei der Horror-Oma. Ihr kann ich keinen Wunsch abschlagen. Sie schaffte es immer wieder, mich in ihren Bann zu ziehen, und so stimmte ich zu.

»Gut, fahr mit.«

»Das wollte ich. Zudem geht es auch um Jane. Sie ist mein Schützling, John, Vergiß das nicht.«

»Nein, nein.«

Dieses Gespräch hatte vor einer guten halben Stunde stattgefunden.

Mittlerweile hatten wir den westlichen Stadtrand Londons erreicht und waren in einem ländlich wirkenden Gebiet gelandet. Viele Einzelhäuser verteilten sich hier. Oft nur an kleinen Straßen oder Gassen gelegen.

Manche verstecken sich hinter dicht bewachsene Vorgärten.

Die Ecke hier kannte ich nicht sonderlich gut, zudem war es dunkel, und so hatte ich meine Probleme, das Ziel zu finden.

Anders Lady Sarah. Als sie merkte, dass es nicht so klappte, übernahm sie die Führung.

»Junge, lass mich das machen.«

»Kennst du dich hier aus?«

»Ich habe mit meinem ersten Mann eine Weile in dieser Gegend gelebt. Außerdem bin ich eine alte Londonerin und kenne die Stadt wie meine Westentasche.«

Sarah Goldwyn dirigierte mich. Wir gerieten in ein Gebiet, wo die Bebauung noch kein Ziel gefunden hatte. Die Häuser, die hier standen, waren alt, ziemlich geräumig und lagen in großen Gärten, die manchmal schon einem Park ähnelten.

Auch Banion House fanden wir. Es lag praktisch in einer Kurve. Zum Gehsteig hin schirmte es eine dicke Ligusterhecke ab.

»Nicht anhalten«, sagte sie.

»Das hatte ich sowieso nicht vor.«

Wir rollten vorbei. Ich hatte nur mitbekommen, dass hinter den Fenstern des Hauses kein Licht brannte. Die Scheiben wirkten ebenso dunkel wie die Fassade.

Der helle Schweinwerfer traf plötzlich auf die Einmündung eines schmalen Wegs, der rechts in ein leer wirkendes Gelände führte. Das war der Platz, an dem ich den Wagen abstellen konnte. Auch Lady Sarah hatte nichts dagegen.

Ich schaltete den Motor aus, blieb aber noch im Wagen sitzen. Die Horror-Oma drehte sich auf dem Beifahrersitz nach rechts und schaute mich an. Ihre Lippen verzogen sich dabei zu einem Lächeln. »Ich weiß genau, John, was du jetzt denkst.«

»Und was?«

»Dass ich im Wagen bleiben soll.«

»Richtig.«

»Aber den Gefallen werde ich dir nicht tun, mein Junge. Ich bin und bleibe an deiner Seite. Du kannst zu Jane Collins und ihren Gegnern stehen, wie immer du willst, aber Vergiß nie, dass sie eigentlich mein

Schützling ist. Sie lebt bei mir, ich habe mich darüber gefreut, ich sorge dafür, dass sie wieder Fuß fassen kann, und deshalb fühle ich mich auch für Jane verantwortlich.«

Ich winkte ab. Es hatte keinen Sinn, ihr zu widersprechen. Die Horror-Oma setzte ihren Willen immer durch. Dass sie sich deshalb schon in manche lebensgefährliche Schwierigkeiten gebracht hatte, daran dachte sie nie. Das nahm sie praktisch immer mit, denn sie brauchte das gewisse Prickeln, wie sie mir oft erzählte.

»Also gut, gehen wir gemeinsam. Aber ich habe das Sagen.«

»Kannst du, John.« Sarah Goldwyn öffnete die Tür und verließ den Leih-Rover.

Ich folgte ihr und hatte sie sehr bald eingeholt. Wir betraten die normale Straße. Einige Minuten später hatten wir das bewusste Haus erreicht.

Unterwegs war uns niemand begegnet.

Es war wieder eine dieser warmen Nächte, die uns umfangen hielt.

Tagsüber war es sehr heiß gewesen. Die Sonne hatte auf den Asphalt gebrannt, der die Hitze jetzt zurückgab, so dass man von einer Abkühlung kaum sprechen konnte.

Zum Glück wehte ein leichter Wind. Er brachte den sommerlichen Blütengeruch mit, was wir beide als sehr angenehm empfanden.

Natürlich wollten wir das Haus betreten. Allerdings nicht von der Vorderseite, es gab bestimmt noch einen zweiten Ausgang an der Rückseite. Den suchten wir.

Das Grundstück mochte zwar groß sein, aber niemand hatte die nähere Umgebung des Hauses gepflegt. Mir kamen das Gras und das Gestrüpp vor, als würde ich durch einen Urwald laufen.

Auch an den Seiten besaß das Gebäude mehrere Fenster. Sie waren ebenso dunkel wie die anderen, die wir schon gesehen hatten.

Sarah Goldwyn schüttelte den Kopf. »Jane scheint noch nicht eingetroffen zu sein.«

»Wieso?«

»Dann hätten wir Licht gesehen. Oder glaubst du, dass sie im Dunkeln durch die Räume streicht?«

»Es ist alles möglich.«

Wir befanden uns bereits auf der Rückseite. Ich holte meine kleine Lampe hervor und ließ den Strahl über das Gemäuer wandern. Sehr bald schon tauchte er in eine schmale Nische, und dort befand sich auch die Tür, die wir gesucht hatten.

Ich drückte die Klinke nach unten. Natürlich war sie abgeschlossen. Als ich den Kopf drehte, stand Lady Sarah hinter mir. Sie hatte die Hände in die Seiten gestützt und fragte: »Wie geht es jetzt weiter?«

»Ich weiß es nicht.«

»Willst du die Tür nicht mit Gewalt öffnen?«

Ich lächelte. »Wollen unter Umständen. Vergiß aber nicht, dass ich Polizist bin? Was habe ich denn in der Hand? Nur einen gewissen Verdacht, der das Aufbrechen einer Tür nicht berechtigt.«

»Ich bin kein Polizist.«

»Trotzdem, ich kann auch nicht dabei zusehen, wie ein anderer sich strafbar macht.«

»Bist du pingelig.«

Ich hob die Schultern, verließ die Nische und schaute an der Rückseite hoch.

Auch hier sah ich kein Licht hinter den Fenstern. Das Haus lag in der Dunkelheit und Stille vor mir.

»Wir könnten es am normalen Eingang versuchen. Möglicherweise ist der nicht verschlossen.«

»Ja, komm.«

Lady Sarah hielt gut mit mir Schritt, für ihr Alter war das enorm.

Wir befanden uns noch an der Schmalseite des Hauses, da hörten wir die Schritte.

Von der Straße her klangen sie auf.

Sofort blieb ich stehen. Auch die Horror-Oma stand da, ohne sich zu rühren.

Beide konzentrierten wir uns auf die Geräusche, und die Schritte hörten sich an wie die einer Frau.

Ging die Person vorbei?

Nein, plötzlich verstummten die Geräusche. Ich lief vor, blieb auf dem Grundstück und auch in Deckung der Mauer. Sie war mit Efeu und anderen Rankengewächsen bedeckt. Die Blätter strichen über meinen schweißfeuchten Nacken.

Die Person konnte ich nicht mehr erkennen. Sie musste in der Haustürnische verschwunden sein, aber ich vernahm einen Laut, der entsteht, wenn jemand eine Tür öffnet.

Als ich die Tür erreichte war sie schon wieder zugefallen, und ich hatte keine Chance gehabt, den Besucher zu sehen. Allerdings ging ich davon aus, dass es Jane Collins gewesen sein musste.

Der Meinung war auch Lady Sarah, die plötzlich neben mir stand und mir dies zuflüsterte.

»Und noch etwas«, sagte sie. »Ich habe mich umgesehen und eine Leiche gefunden.«

»Was?«

»Ja, an der Rückseite liegt ein Toter. Er sah aus, als hätte er sich erhängt. Wahrscheinlich liegt er dort schon einige Tage. In der Wärme ist das kein guter Anblick gewesen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Kannst du denn mit der Leiche etwas anfangen, John?«

»Nein, nicht, aber ich kenne den Fall. Wahrscheinlich war es einer

dieser Selbstmörder. Man wird ihn dort abgelegt haben.« Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich hätten wir jetzt einen Grund, das Haus zu betreten.«

Lady Sarah nickte mir zu. »Weshalb tust du es dann nicht?«

»Hast du eine Ahnung«, sagte ich und schaute mir das Schloss der Eingangstür genauer an.

Das bekam ich nicht so leicht auf. Deshalb blieb uns nichts anderes übrig, als es an der Rückseite zu versuchen…

***

Jane Collins hatte von Miles Banion genaue Instruktion bekommen, wie sie sich in dem Haus zu verhalten hatte. Nicht nur das. Ihr war auch empfohlen worden, ein Taxi zu nehmen, den Wagen aber nicht bis direkt an das Ziel heranfahren zu lassen.

Sie hatte sich an alles gehalten. Der Fahrer war ziemlich geschwätzig gewesen, hatte über Gott und die Welt geredet, es aber dann aufgegeben, als Jane keine Antwort gab.

Die ehemalige Hexe zahlte und legte ein kleines Trinkgeld hinzu. Sie ging die letzten Yards zu Fuß.

Sie hatte das Haus noch nie zuvor gesehen, als sie jedoch den wuchtigen Schatten in der Finsternis ragen sah, da war ihr klar, wo das Ziel lag.

Jane beschleunigte ihre Schritte, erreichte die kleine Nische, ging die Stufen hoch, blieb vor der Haustür stehen und fingerte nach dem schmalen Schlüssel, den ihr Miles Banion gegeben hatte.

Das schmale Sicherheitsschloss setzte Einbrechern einen gewissen Widerstand entgegen.

Jane schloss auf.

Zweimal drehte sie den Schlüssel, dann drückte sie die Tür nach innen und blieb hinter ihr in der Dunkelheit des Hauses stehen.

Sie hatte das Gefühl, eine andere Welt betreten zu haben. Eine Welt, in der nichts zu sehen war, nur diese dicke, grau wirkende Schwärze, die keinen Winkel ausließ.

Und das Haus lebte!

Es war kein Leben, das sie hörte, sondern etwas anderes. In den Wänden, im Fußboden, in der Decke, da gab es ein gewisses Fluidum, das von einem sensiblen Menschen sofort bemerkt wurde. Und Jane war sensibilisiert worden.

Das Pendel hatte einen großen Eindruck bei ihr hinterlassen. Sie war mit dem Vorsatz zu Miles Banion gegangen, ihn zu besiegen. Es war umgekehrt gekommen.

Er hatte Jane besiegt!

Denn urplötzlich spürte sie tatsächlich die Sehnsucht, ihre, alte Herrin Wikka wiederzusehen. Was als Trick begonnen hatte, war für

sie zu einem Bumerang geworden. Jane Collins stand voll und ganz unter dem Einfluss des Hexers.

Sie besaß keinen freien Willen mehr. Der mächtige Miles Banion hatte von ihr Besitz ergriffen, und sie fühlte die Kräfte des Hauses, die auf sie einwirkten.

In der Dunkelheit war sie stehengeblieben und lauschte einer Stimme, die nur sie hören konnte.

Zuerst empfand sie die Worte nur als Zischeln oder Flüstern, ohne etwas davon verstehen zu können, doch allmählich kristallisierten sich gewisse Satzbrocken hervor, die sich reimten.

Jetzt verstand sie, was gesprochen wurde.

»Ich warte auf dich, meine Liebe…« Dem Satz folgte ein hohes Kichern, doch Jane hatte genau verstanden, wer sie da begrüßte.

Wikka!

Die Oberhexe Wikka, die gefährliche Dämonin, die einmal, vom Teufel gesponsert, die Macht über alle Hexen hatte bekommen wollen. Das war ihr nicht gelungen. In einer Schlinge war sie verglüht, und andere Hexen hatten Jane die Schuld an Wikkas Tod in die Schuhe geschoben.

Jetzt vernahm sie den Ruf.

»Ich begrüße dich bei mir, Jane. Noch liegt ein kleines Hindernis zwischen uns. Es liegt an dir, es zu überwinden. Nur an dir. Komm zu mir, und warte auf deine Wiedergeburt. Wir werden es wunderbar haben. Geh nur deinen Weg.«

Und Jane Collins ging. Sie dachte nicht mehr an ihren ursprünglichen Plan. Er war gewissermaßen aus ihrem Gedächtnis gestrichen worden.

Für sie zählte nur noch die neue, die andere Zukunft, in der sie mit Wikka Zusammensein konnte.

Ihre Augen leuchteten dabei. Das Lächeln auf ihren Lippen wirkte echt und nicht verkrampft, als sie nickte und Wikka eine entsprechende Antwort gab. »Ja, ich werde zu dir kommen. Wo bist du? Wo erwartest du mich?«

»Suche den Schädel des Hexers. Er hält die Verbindung ebenso wie sein Herz.«

»Aber das Haus ist groß.«

Da lachte Wikka aus einem dämonischen Jenseits hervor. »Dir wird der richtige Weg schon gezeigt werden. Das Haus lebt, die Kräfte in seinem Innern geleiten dich.«

Jane nickte in die Finsternis hinein. »Ja, ich werde deinen Rat befolgen. Ihr habt mich überzeugt, ihr alle habt es geschafft, das weiß ich genau…«

»Dann komm nur her zu uns…«

Und Jane Collins ging vor. Sie bewegte sich in der Dunkelheit sehr sicher. Ihr Weg führte der Treppe entgegen. Bevor sie jedoch die

unterste Stufe erreichen konnte, drückte sie ihren Körper nach rechts, wo sich eine Tür befand, die zu einem großen, mit mehreren Fenstern bestückten Raum führte.

Jane stieß die Tür auf.

Muffige Luft wehte ihr entgegen. Sie hielt die Augen weit offen, weil sie unbedingt etwas erkennen wollte, und sie sah auch die sich in der Wand abzeichnenden Schatten der rechteckigen Fensterumrisse. Da aber wollte sie nicht hin.

Sie drehte den Körper nach links und ging einen anderen Weg. Niemand brauchte ihr etwas zu sagen. Sie wusste plötzlich genau, wo das Ziel lag.

Jeder ihrer Schritte wurde von den Holzbohlen mit einem leisen Knarren begleitet.

Es waren die einzigen Laute, die in der Stille aufklangen, und Jane lief so weit vor, bis sie einen kantigen Umriss sah, der vom Boden her in die Höhe wuchs.

Das war es!

Sie blieb so dicht vor dem Schatten stehen, dass sie ihn fast berührte.

Noch konnte sie nichts Genaues erkennen, griff aber in die Tasche und holte die Zündhölzer hervor.

Banion hatte ihr dies ebenfalls vorgeschrieben. Nichts überließ er dem Zufall, da war jede Bewegung genau getimt, und Jane Collins hielt sich an die Regeln.

Sie öffnete die kleine Schachtel, griff mit den Fingerspitzen hinein und entnahm ihr ein Zündholz.

Vorsichtig rieb sie es über die raue Fläche. Eine Flamme flackerte auf, bekam neue Nahrung, und zum ersten Mal seit, Betreten des Hauses konnte Jane die Umgebung deutlicher erkennen.

Sie befand sich in einem ziemlich großen Raum, der so gut wie nicht eingerichtet worden war. Nur direkt vor ihr befand sich ein Tisch, und auf ihm stand das, was sie gesucht hatte.

Der Knochenschädel!

Auf seiner halbrunden Oberfläche hatte die blutrote Kerze ihren Platz gefunden. Jane zündete den Docht an, das Licht wurde heller und bestrahlte auch die unmittelbare Umgebung.

Der Schädel bot einen Anblick zum Fürchten. Der dunkelrote Kerzenwachs war in Streifen verlaufen, über die Stirn geronnen und berührte die Ränder der leeren Augenhöhlen.

Das abgebrannte Zündholz ließ Jane Collins zu Boden fallen. Sie starrte jetzt direkt auf den Schädel mit der brennenden Kerze. Ihre Lippen zitterten. Jane wusste genau, wie es weitergehen würde, und sie wartete auf ein bestimmtes Ereignis.

Das war schon da, sie brauchte nur mehr den Kopf nach rechts zu drehen, um den Schatten einer Henkersschlinge an der Wand zu

sehen.
Er malte sich dort übergroß und zitternd ab.
Für einen Moment stand sie unbeweglich. Die Stirn hielt sie gekraust, als würde sie nachdenken.
In der Tat fiel ihr die Lösung erst Sekunden später ein. Ja, Wikka war ebenfalls durch die Schlinge vernichtet worden. Bei ihr hatte das Seil noch gebrannt und diese schreckliche Person verkohlt, so dass sie später als Mumie in der Schlinge hing.
Jane sollte ebenso sterben.
»Nein!« Es kam ihr vor, als hätte jemand ein Tuch vor ihrer Erinnerung weggerissen. »Ich werde es nicht tun. Nein, Wikka, nein!« Plötzlich leuchteten ihre Augen. Der Wille, den Banion ausgeschaltet hatte, war zurückgekehrt und hatte die andere Macht überdeckt. Jane wusste auch wieder, weshalb sie das Haus betreten hatte. Sie wollte endlich klaren Tisch machen und den Hexer stellen.
Er war nicht da, aber sie sah den Schädel vor sich und hörte gleichzeitig die Stimme der toten Oberhexe aus dem Jenseits.
»Willst du dich nicht auf den Tisch stellen und zur Schlinge greifen, Jane? Denk an dein Versprechen. Ich habe dich erwartet, ich erwarte dich noch in meiner Welt, wo wir zusammenleben werden und auf die Wiedergeburt hoffen können.«
»Wikka?« Jane sprach den Namen lauernd aus.
»Ja, ich sehe dich.«
»Ich dich aber nicht, und das soll auch so bleiben. Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben. Meine Zeit bei dir ist abgelaufen. Ich habe kein Interesse daran, dich zu sehen, hast du nicht verstanden? Du interessiert mich nicht mehr.«
»Das ist schade!«
»Und mir ist es egal. Ich wollte Miles Banion stellen. Es tut mir jetzt leid, dass ich mich in seinen Bann habe ziehen lassen. Aber das ist vorbei, endgültig.«
»Glaubst du dies wirklich?«
Jane Collins erschrak, als sie die Stimme hörte. Sie drückte den Kopf nach vorn, so dass sie schon die Wärme der Flamme im Gesicht spürte.
»Dreh dich um!«
Als sie der Aufforderung nachkam, hörte sie bereits die Schritte auf den Holzboden. Ein zweiter Schatten überlagerte den Abdruck der Henkersschlinge, dann geriet der Mann in den Lichtkreis der Kerze.
Es war Miles Banion!
Er schaute sie an. Seine Pupillen schienen zu dunklen, glänzenden Perlen geworden zu sein, auf deren Außenseite sich das Licht der Kerzenflamme spiegelte.
»Ich wusste doch gleich, dass ich dir nicht trauen konnte. Du warst anders als die Personen, die mich sonst besucht haben. Du konntest

schlecht lügen, und ich habe dich schnell durchschaut. Aber ich wurde von einem Ehrgeiz gepackt, deshalb habe ich beschlossen, dich ebenfalls zu vernichten. Niemand darf mir entkommen, hast du verstanden? Niemand! Mein Ahnherr muss merken, dass jemand da ist, der sein Erbe fortführt, sonst hätte er für nichts gelebt.«

»Irrtum, Banion«, erklärte Jane. »Ein großer Irrtum. Ihr Ahnherr wird keine Seele mehr bekommen, und du wirst niemand dazu bringen, sich selbst zu töten. Tut mir leid.«

»Du überschätzt dich, Jane. Damals, als du noch zu Wikka gehört hast, warst du besser.«

»Ich verlasse mich auf meine Waffen.« Jane hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sie ihre Pistole zog und die Mündung auf Miles Banion richtete.

Der war überhaupt nicht überrascht. Er staunte nicht einmal und schüttelte nur den Kopf. »Dass du zu so etwas Banalem greifen mußt, ist für mich verwunderlich.«

»Ich weiß nicht, ob eine Kugel banal ist.«

Miles Banion stand hinter dem Schädel. Von unten her strahlte ihn das Kerzenlicht an und gab seinem Gesicht einen rötlichgelben Schein, durch den auch Schattenmuster huschten.

»Eine Pistole«, sagte er leise. »Wie tief bist du gesunken? Was sind menschliche Waffen gegen die, die ich besitze. Schau her.« Sein rechter Arm hatte im Schatten gelegen. Jetzt zeigte er ihn, aber auch die Hand, und ihrer Fläche entfiel beim Umdrehen der Gegenstand, vor dem Jane sich am meisten fürchtete.

Das Pendelherz des Hexers!

Schlagartig geriet die ehemalige Hexe in den Bann des gefährlichen Mannes…

***

Und ich fummelte an dem verdammten Türschloss herum. Es war wie verhext, ich bekam das Ding einfach nicht auf. Dabei sah es so harmlos aus, ganz simpel war es, aber es besaß in seinem Innern irgendeinen Mechanismus, der meinem Besteck Schwierigkeiten bereitete.

Sarah Goldwyn gab keinen Kommentar ab. Ich hörte jedoch, dass sie schneller atmete. Auch sie wollte Jane Collins im Haus nicht allein lassen.

Nach einer von mir ausgestoßenen Verwünschung schlug sie vor:

»John, wir könnten ja eine Scheibe einschlagen.«

»Das ist die letzte Möglichkeit.«

»Zu lange kannst du nicht mehr warten.«

»Weiß ich selbst.« Ich unternahm einen letzten Anlauf und konnte plötzlich jubeln. Im Innern des Türschlosses schnackte etwas zur Seite,

ich drehte den Dietrich noch ein kleines Stück und drückte dann die Klinke nach unten.

Die Tür war offen.

»Wer sagt's denn?« murmelte Lady Sarah. Sie schob sich hinter mir in das Haus, in dem auch jetzt kein Licht im Flur brannte, so dass wir uns im Stockdunklen vorbewegen mussten.

Jemand, von dem wir hofften, dass es sich dabei um Jane Collins handelte, befand sich im Haus, aber wir hörten die Person nicht. Uns umgab ein drückendes Schweigen.

»Mir gefällt das nicht, John. Las uns weitergehen! Ich fürchte Schlimmes für Jane.«

»Okay.«

Zwar schaltete ich meine Lampe ein, aber der Strahl stach nicht in die Dunkelheit. Ich deckte ihn sicherheitshalber mit der Handfläche ab, so dass er nur die unmittelbare Umgebung ausleuchtete.

Wir befanden uns in einem schmalen Flur, der nur in eine Richtung führte.

Sehr bald schon sahen wir das Gerüst einer Treppe schattengleich in die Höhe ragen und hörten plötzlich Stimmen.

Da sprachen Jane und ein Mann.

Diesmal nahm ich auf Lady Sarah keine Rücksicht. Ich bedeutete ihr, an der Treppe auf mich zu warten, was sie auch tat. Sie schlich in die Richtung, aus der ich die Stimmen gehört hatte…

***

»Hattest du mich tatsächlich im Stich lassen wollen?« hörte Jane wieder die Stimme der vernichteten Oberhexe Wikka. »Hattest du das tatsächlich vorgehabt?«

»Entschuldige!« hauchte Jane. »Ich…«

»Schon gut, ich habe dir verziehen. Du kannst ja alles rückgängig machen. Steig auf den Tisch, nimm die Schlinge, die von der Decke hängt, lege sie dir um den Hals, dann ist alles vergessen.«

»Wie wirst du mich empfangen?«

»So wie man eine Königin empfängt. Du hast dich nach mir gesehnt, deshalb werde ich dich nicht enttäuschen. Ich empfange dich mit offenen Armen in meiner Welt, wo wir gemeinsam auf unsere Reinkarnation warten. Miles Banion hat durch seinen Pendelzauber den Ausschlag gegeben. Er ist unsere große Stütze.«

»Das hoffe ich.«

Jane brauchte nicht mehr näher an den Tisch heranzutreten. Sie stützte ihre rechte Handfläche auf die Platte und drückte sich in die Höhe.

Miles Banion beobachtete sie dabei sehr genau. Und er ließ das Pendel weiter schwingen. Jane merkte etwas von dieser

ungewöhnlichen Kraft des Herzens, die sie aufnahmebereit für einen Gedanken machte.

Den Selbstmord!

Sie stand auf dem Tisch. Links neben ihr befand sich der Schädel, auf dem die Kerze brannte.

Rechts von ihr baumelte der Strick von der Decke.

»So wie Wikka starb, wirst auch du enden«, hörte sie Banions Stimme und bekam nicht einmal Furcht. Jane wusste, was sie zu tun hatte. Beide Arme streckte sie aus.

Ihre Waffe lag längst neben dem Tisch am Boden. Um sie kümmerte sich niemand.

»Ja, so ist es gut«, vernahm sie wieder die Stimme der Oberhexe. »Das ist hervorragend. In wenigen Sekunden werden wir beide uns die Hand reichen können.«

Da Jane den Mann überragte, schaute sie auf ihn herab. Dabei sah sie auch das Pendel, und sie vergaß ihr eigentliches Ziel, weil das schwingende Herz sie von anderen Dingen ablenkte.

Solange es schwang, stand Jane unter seiner Kontrolle. Wie auch jetzt, als sie die Arme ausstreckte, nach der Schlinge griff und nicht einmal zusammenzuckte, als ihre Finger das raue Seil umklammerten.

Das empfand sie als nicht so schlimm…

»Streif dir die Schlinge über den Kopf!« flüsterte Wikka aus dem Nirgendwo. Jane nickte.

Auch Miles Banion meldete sich zu Wort. »So ist es gut, so habe ich es gewollt. Keiner kann sich meinem Bann entziehen, auch du schaffst es nicht, Jane Collins.«

»Nein«, sagte sie rau.

»Bist du jetzt glücklich?« fragte er voller Zynismus. »Sag es mir, bist du glücklich?«

»Ich will zu ihr.«

»Dann mußt du glücklich sein«, stellte er fest. »Jeder, der aus dem Leben scheidet, um neu geboren zu werden, ist glücklich. Ich weiß das, denn ich habe meine entsprechenden Erfahrungen dabei gemacht, das kannst du mir glauben.«

Jane streifte die Schlinge über den Kopf. Der raue Hanf schrammte über ihr Gesicht.

Dann erreichte sie den Hals.

»Leg sie richtig an. Der Knoten muss an der Seite liegen!« wisperte Banion, der einzige Zuschauer.

»Ich versuche es.«

»Und ich heiße dich jetzt schon herzlich in meinem Reich willkommen, Jane.«

Wikka hatte wieder gesprochen. Sie konnte es kaum erwarten, die angebliche Verräterin aus dem Leben scheiden zu sehen.

Jane war so fest davon überzeugt, dass es sich bei der Sprecherin um Wikka handelte, dass sie an eine Täuschung oder einen Irrtum keinen Gedanken verschwendete.

Sie zog die Schlinge fester.

»Sitzt sie jetzt exakt?« fragte Banion.

»Ich glaube ja.«

»Dann brauchst du nur noch eines zu tun, Jane Collins. Spring vom Tisch herab.«

Sie schaute auf ihn nieder. Dabei wollte sie einen klaren Gedanken fassen, doch die Macht des Pendels war stärker. Sie hielt Jane fest in ihrem Griff, so dass sie den eigenen Willen überhaupt nicht mehr spürte. Eine gewaltige Sehnsucht nach der Toten erfüllte sie und überschattete alles andere.

»Jetzt spring!«

Und Jane sprang tatsächlich!

***

Ich hatte nicht weit zu laufen. Zudem war die Tür nicht völlig geschlossen worden, so dass aus dem Spalt noch der Hauch eines Kerzenscheins hervorfiel.

Dort waren sie also.

Ich wollte erst die Tür mit einem gewaltigen Ruck aufziehen, riss mich aber zusammen, weil ich erst die Lage peilen wollte. Durch den Spalt konnte ich zwar sehen, aber nicht genug. Der Blickwinkel war einfach zu schlecht.

Deshalb zog ich die Tür ein wenig weiter auf.

Mein Atmen war überhaupt nicht zu hören. Der erweiterte Spalt ließ mich nicht nur mehr sehen, auch besser hören, und ich vernahm die Stimme eines Mannes, der hinter einem Tisch stand und ein Pendel schwang. Er stand im Schein einer Kerze und schaute zu Jane Collins hoch.

»Jetzt spring!«

Jane Collins bewegte sich nach rechts und sprang.

***

War die Frau denn wahnsinnig geworden, war sie verrückt? Hatte man sie beeinflusst?

Auf diese drei Fragen gab es keine Antwort für mich. Ich wusste nur, dass ich jetzt verdammt schnell sein musste und in einem Reflex kurzerhand losstürmte.

Ich wollte Jane retten!

Alles andere war mir egal, und ich hatte tatsächlich so etwas wie Glück im Unglück. Bevor Jane die Tischplatte verließ und fast senkrecht in die Tiefe fallen konnte, knickte sie noch an der Kante um. Diese winzige Bewegung bedeutete für mich einen Zeitgewinn.

Mit einem gewaltigen Hechtsprung warf ich mich vor, fegte den Tisch mitsamt dem Schädel und der Kerze zur Seite, so dass auch Banion etwas mitbekam, und packte Jane mit beiden Händen.

Sie hing noch immer in der Schlinge, wurde aber von mir in die Höhe gestemmt, so dass ihr diese gefährliche Mordwaffe nichts anhaben konnte.

»Halte aus!« schrie ich ihr zu. »Und versuche, die Schlinge über deinen Kopf zu streifen!«

Hoffentlich beeilte sich Jane, denn Miles Banion hatte sich von seiner Überraschung erholt.

Er kam wieder näher. Dicht vor ihm lag die Kerze. Die kleine Flamme war nicht erloschen, sie glitt über die Holzbohlen und schwärzte sie bereits. Für mich war es nur eine Frage der Zeit, wann diese Feuer fangen würden.

Jane war schwer. Zum Glück stützte sie sich mit einem Fuß auf meiner rechten Schulter ab und war auch dabei, die Schlinge wieder über den Kopf zu streifen.

Noch hatte es nicht geklappt, und dieser Banion schwang plötzlich sein Pendel vor. Ich sah, dass es aus einem Herz bestand und auch einen gewissen Einfluss auf mich nahm. Schon beim ersten Schlag nach vorn spürte ich in meinem Hirn den Einfluss des anderen. Ich trat zu.

Es war zwar nicht fair, aber in diesen Augenblicken zählte nur der Erfolg.

Meine linke Fußspitze erwischte Banion dort, wo es einen Mann besonders schmerzt.

Er heulte auf, taumelte zurück und dachte nicht mehr daran, das Pendel schwingen zu lassen.

Ich bekam Luft, und auch Jane konnte sich aus der Schlinge endlich lösen.

Sie sprang zu Boden, schaute mich an, wollte etwas sagen, ich schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht!«

In meine Worte hinein klangen die unkontrollierten Schritte eines flüchtenden Mannes.

Ich zertrat noch den Schädel und jagte wie ein Wiesel hinter ihm her, gelangte in den leider stockfinsteren Flur und sah ihn an der Treppe.

Er merkte, dass er angeleuchtet wurde, drehte sich um, sah mich und wurde plötzlich von Sarah Goldwyn festgehalten, die aus der Deckung der Treppenaußenseite erschien.

»Nicht!«

Meine Warnung kam zu spät.

Banion war schneller und kräftiger. Er hatte Sarah bereits einen Stoß versetzt, der sie in meine Richtung katapultierte. Zum Glück für sie, so konnte ich sie auffangen.

Der Hexer aber jagte weiter die Treppe hoch.

»Sorry, John, ich hatte es gut gemeint«, sagte sie, als ich sie gegen eine Flurwand drückte.

»Ja, ich auch, Sarah!« Mehr sagte ich nicht, sondern nahm die Verfolgung auf und jagte, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe in die erste Etage hoch.

Meine kleine Lampe leistete mir wertvolle Dienste. Sie füllte den kleinen Flur mit Helligkeit aus, und ich sah auch die abzweigenden Türen. Eine bewegte sich.

Dahinter musste der andere stecken.

Wieder wurde ich langsam.. Nur nichts überstürzen, aber sicherheitshalber zog ich die Waffe.

Hatte ich es hier überhaupt mit einem Dämon zu tun? Das war nicht genau feststellbar, vielleicht mit einer Mischung aus Dämon und Mensch.

Aber er besaß das Pendel.

Und es bestand aus einem Herzen!

Dagegen setzte ich das Kreuz, während ich die Beretta in meiner rechten Hand hielt.

Er stieß die Tür auf, und er hatte damit gerechnet, dass sie mir gegen den Schädel knallen würde.

Sein Pech, dass ich zu weit wegstand, so dass die Türkante an mir vorbeiwischte. Ich stoppte sie nach dem Zurückschwingen mit dem linken Fuß, so dass ich stehenbleiben und in den Raum hineinleuchten konnte.

Er stand im Strahl der Lampe, aber er gab längst nicht auf, denn wieder schwang mir seine gefährlichste Waffe, das Pendel, entgegen. Diesmal ließ ich es treffen.

Herz und Kreuz klatschten zusammen.

Der mörderische Schrei ertönte im gleichen Augenblick. Ausgestoßen hatte ihn Miles Banion. Er stand vor mir, stierte mich an, wollte etwas sagen, brachte aber keinen Laut hervor. Wahrscheinlich fehlten ihm auch die Worte.

Das Herz brannte!

Blaugrüne Flammen loderten hervor. Dabei sprühte das Material noch wie eine Wunderkerze. All die Schwarze Magie des alten Hexers verglühte, zerplatzte und verbrannte vor meinen Augen.

Und Banion schrie. Er sah seine Chance dahinflammen, hielt das Band aber noch fest, ging zurück, und ich sah, dass es ihm von Sekunde zu Sekunde schlechter ging.

Neben der Toilettenschüssel stoppte ihn die Wand. Er blieb dort stehen und presste sich dagegen.

Das alte Herz flammte noch immer. Es hatte einmal dem Vorfahren des vor mir stehenden Mannes gehört. Er und der Alte waren

miteinander verbunden, durch welches Band auch immer, und dieses Band war nicht gerissen.

Auch Banion bekam die Macht der Weißen Magie zu spüren.

An einer bestimmten Stelle wurde sein Körper durchsichtig. Und zwar genau dort, wo das Herz schlug.

Auf einmal konnte ich es sehen. Ich erkannte, wie es schlug und gleichzeitig brannte.

Aus ihm war ein Feuerball geworden.

Dann hechtete er nach links.

Schon zuvor war mir dieser ätzende Geruch in dem kleinen Raum aufgefallen. Banion warf sich in eine Wanne hinein. Flüssigkeit spritzte hoch und über den Rand.

Das war kein Wasser, sondern Säure!

Ich sprang hastig zurück, blieb an der Tür stehen und hörte den Mann noch kurz aufschreien.

Dann verstummte er.

Dafür vernahm ich andere Geräusche. Ein Zischen und Wabern, wobei sich die Dämpfe über der Wanne verdichteten und mir den Atem raubten. Als ich in die Schwaden hineinleuchtete, sah ich die Finger einer Hand. Sie waren an der Innenseite der Wanne in die Höhe gekrochen und hatten sich noch um den Rand gekrallt, als wollten sie durch ihre Kraft den Körper noch einmal aus der Säure ziehen.

Das schafften sie nicht.

Die Hand rutschte ab, verschwand, und ich ging auch mit wackligen Knien die Treppe hinab…

***

Vor der letzten Stufe standen Jane Collins und Sarah Goldwyn zusammen. Die Horror-Oma musste Jane trösten. Sie hatte ihren Arm um die Schulter der blonden jungen Frau gelegt und erklärte ihr, dass sie keine Angst mehr zu haben brauche. »Es ist alles vorbei, Jane. Wir haben es geschafft. Du hast es geschafft. Es gibt keine Wikka mehr, glaube mir. Wir sind aus dem Schneider.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Ich nickte zustimmend.

»Was ist geschehen?«

Ich berichtete mit wenigen Worten von dem Schrecklichen, was hinter mir lag.

»Dann hat er sich irgendwie selbst gerichtet«, meinte die Horror-Oma.

Sie schaute an mir vorbei die Treppe hoch, die jetzt im Schein einer Deckenleuchte lag.

Aus der offenen Badezimmertür krochen die Säureschwaden wie ein

gefährlicher Nebel.

»Ich konnte ihn nicht retten.«

»Hätte es was gebracht?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Es waren die letzten Worte, die wir in dem Haus wechselten. Wir verließen es und atmeten draußen die kühlere Nachtluft ein. Ich fühlte Janes Hand in der meinen. »Ohne dich wäre ich jetzt verloren gewesen.«

»Ich hatte noch etwas gut zu machen.«

»Wieso?«

»Damals, auf der Insel Alcatraz, bin ich zu spät gekommen. Ich hätte dich vor den drei Henkern nicht mehr bewahren können, da hat es Yakup geschafft. Jetzt geht es mir wieder besser.«

»Mir auch«, sagte Jane, »solange man nicht wieder versucht, mich mit einem Pendel in Hypnose zu versetzen.«

»Dann müssen sie erst an mir vorbeikommen«, erklärte Lady Sarah Goldwyn, »und das wird schwierig sein.«

Ich schaute sie an und grinste. »Sicher, Sarah, sogar sehr schwierig, wie ich aus Erfahrung weiß.«

Sie drohte mir mit dem Zeigefinger. »Spotte nur, John. Auch in meinem Alter kann man noch ganz groß rauskommen.«

Da ich Lady Sarah alles zutraute, hütete ich mich wohlweislich, ihr zu widersprechen…

ENDE